

Guimathbüch
der
Sipula Pörenitz N. L.

Unsere
Heimat,
der Kreis
Luckau



Ein zweifaches Ziel verfolgt diese kleine Sammlung heimatlicher Abhandlungen:

Sie will dem Fremdling ein Wegweiser in unsere Heimat sein, ihn in Landschaft und Volkstum einführen. Sie will aber auch anregen, in jedem Ort weiterzuforschen, die Ergebnisse zu sammeln und damit den Grund für ein vollkommeneres Heimatbuch legen zu helfen.

Luckau N. Ls., im Oktober 1936.

Die alleinigen Rechte an dieser Sammlung besitzt der
NS. Lehrerbund des Kreises Luckau N. Ls.

Alter Glaube

In den "Zwölften" hat man seine liebe Not, um Hexen, böse Geister und, Unglück von Hof und Familie fernzuhalten. Am Heiligabend hatte Paschkes Großmutter schon an jede Stalltür ein Kreuz gemacht. Hexen konnten nun nicht hinein und dem Vieh etwas antun. Sicherheitshalber stellte sie noch einen Besen vor die Tür. Nun fütterte sie die Hühner und streute die Körner in einen Wagenreifen, den der Bauer hatte auf den Hof legen müssen. Er hatte es nur ungern getan, denn er glaubte nicht mehr so recht an diesen Spuk. Aber Großmutter hatte nicht nachgegeben. Mist durfte er in den Tagen auch nicht fahren, sonst brummelte sie. Und dann erzählte sie auch, wie sie es früher in den "Zwölften" gemacht hatten, wie sie Mohn um das ganze Gehöft gestreut hatten zur Abwehr der Hexen. Auch die Backofentüren mußten in diesen Tagen immer geschlossen gehalten werden, sonst wurden die Öfen verhext und heizten das ganze Jahr nicht mehr ordentlich.

Andracks Großvater erzählte mir die Geschichte vom Johanniskranz. Um Johanne hat er früher einen Kranz von allerlei Wiesenblumen geflochten und auf dem Boden getrocknet. Wenn die Weihnachtsstollen gebacken wurden, zerrieb er die Kräuter, und seine Frau mischte sie in den Teig einer Stolle. Davon bekam am Heiligabend jedes Haustier seinen Teil. Es blieb immer gesund und gedieh vortrefflich.

Müllers Gottlieb wollte immer viel Geld haben. Zu Neujahr hatte seine Frau deshalb Klöße gekocht, recht große. Karpfenschuppen hatte er sich auch noch ins "Pottmanne" gesteckt. Nachbar Schulze hatte einen "Moll" gefangen, ihm das linke Vorderbein abgebissen, und dies in seine Geldtasche gelegt. Er meinte, daß das noch besser hilft. Als sie im Frühjahr beim Pflügen den ersten Kuckucksruf hörten, klopfen sie sich auf die Hosentaschen, wo das Geld drin steckte. Nun konnten sie den schlechten Zeiten ruhig entgegensehen.

Schulzens schlachteten heute. Als sie Borsten abgeschabt waren, nahm Schulzens Mutter etliche und warf sie in den Saustall. Sie wusste, daß dann die Sau gut ferkelt und im Stall alles gesund bleibt. Als sie am andern Tage mit der Sau zum Eber ging, trug sie in der Hand Salz und Dill. Da konnte keiner das Tier beschreien. Es heißt auch:

“Mohn und Dille,
dann hat der Böse nicht sein Wille!”

Als die Viethen neulich buttertete, wollte die Butter durchaus nicht werden. Vielleicht war sie verhext. Schnell sang sie das Verschen:

“Butterkin, Butterkin were doch bald,
schicke die aale Hexe in`n Wald!”

Das hat dann gleich geholfen.

Mutter war beim Färben der Ostereier. Hoffentlich reichen sie für all die vielen Patenkinder! -”Ein Ei muß du wieder ins Glas in den Schrank stellen, damit der Blitz nicht bei uns einschlägt”, meinte Vater, “im vorigen Jahr ist auch jedes Gewitter ohne Schaden anzurichten vorübergegangen. Wenn dann wieder die Rotkehlchen an unserm Haus bauen, könne wir uns das Geld für einen Blitzableiter sparen.”

Manche Tage sind rein wie verhext! Hat Krausens Gustaf mal am Montag Kartoffeln gesetzt, weil er am Sonnabend nicht fertig geworden war. Die Kartoffeln sind alle auf der Staude mädig geworden. - Und als er mal Mittwoch ein Kalb absetzte, ist das Tierchen nicht gediehen. “Ja,” belehrte ihn Nachbars Mutter, “ein Kalb müßt ihr anbinden, wenn Löwe ist!”

Elschen sollte bei Lehmanns Bruteier umtauschen. "Sag nicht `Danke` ", schärfte ihr die Mutter ein, "sonst werden die Eier schlecht!" Zwar war Elschen nicht ganz damit einverstanden, tat aber doch, wie ihr gesagt worden war. Zu ihrer großen Freude kamen alle Schieppchen aus. "Wenn du dir einmal einen Senker von einer Blume holst, mußt du auch nicht danken", belehrte die Mutter ihr Töchterchen.

Als Schusters Apfelbäume im ersten Jahr etliche Früchte trugen, nahm sich der Bauer eine große, große Kiepe und legte die gepflückten Äpfel bedächtig hinein. Nun war die Kiepe zwar sehr leicht, aber er tat doch so, als ob er an einer großen Last zu tragen hätte. Nun werden die Bäume im nächsten Jahr reichlich tragen. - Als am Heiligabend die Glocken läuteten, band er um jeden Baum ein Strohseil, redete dabei aber kein einziges Wort. Nun war ihm ein reicher Erntesegegen gewiß.

Krügers Großmutter fand beim Kartoffelnhacken zwei Knollen, die zusammengewachsen waren. Die hängte sie zu Hause an einer Schnur auf. Sie ließ sie solange hängen, bis sie verfault waren. Das bracht ihr Glück!

Schneiders Mine hatte Hochzeit. Ein paarmal war sie auf den Boden gestiegen und hatte nach dem Bräutigam Ausschau gehalten. Sie mußte ihn heute zuerst erblicken, dann behielt sie in der Ehe die Oberhand. - Als sie sich die Festschuhe anzog, legte ihr die Mutter in der rechten ein Zehnpfennigstück, in der linken einen Fünfinger. "Ihr werdet euch nun nie zanken. Und sieh dich auch nicht auf dem Wege zur Kirche um, sonst wird sich dein Mann auch bald nach einer andern umsehen!" ermahnte sie ihre Tochter. Minchen befolgte den Rat ihrer klugen Mutter, und es ging ihr gut, solange sie lebte.

Bei Sassens war Taufe. Marta war die jüngste Pate und mußte deshalb mit dem Taufkind im Galopp nach Hause rennen und es unter den Tisch legen. Nun wird es aber ein fleißiges Kind werden! Die Kinderfrau hatte dem Kleinen noch das Gesangbuch unter den Kopf gesteckt, damit es auch fromm wird!

Am Sonntagnachmittag gingen die Kinder spazieren. Anni hatte den Kinderwagen mitgebracht und fuhr Schneiders Kleine aus. Olga wollte schieben helfen. "Nein, zweie dürfen nicht den Kinderwagen schieben, sonst stirbt das Kind!" - "Was doch die Leute alles glauben", lachte Hilde spöttisch. Sie war aus Berlin und wußte alles viel besser. Aber Anni fuhr fort: "Meine Mutter hat mir auch erzählt, daß man einen leeren Kinderwagen nicht umherfahren soll, dann stirbt das Kind auch! - Es muß doch manchmal stimmen, was die Leute sagen. Neulich hörten wir abends bei Bauers eine Eule schrein, und ein paar Tage darauf starb ihr Großvater!" - "Bei uns hat voriges Jahr ein Moll ums Haus herum die Erde aufgewühlt, und bald darauf ist unser Großvater auch gestorben!" - "Und wenn man eine Uhr ticken hört, und es ist garkeine Uhr da, dann stirbt bestimmt einer aus der Verwandtschaft!" - "Wir haben es auch gleich den Kühen und Schweinen, den Pferden und Bienen und allen unseren Tieren angesagt, daß Großvater tot ist, denn sonst sterben sie vor Gram!"

Jestern bin ick bei Sassens jekomm und wolde ne Woscht jeborjet hon. Die Fraue hat se mich och jejem. Den andern Dach komm ick nochmal henn; da sacht die Sassene: "Unser hat ja so up mich jezankt, dat ick dich ne Woscht jeborjet hoa. Unse Kuh hat ja vorjstern jekalbet, und vor nein Daje derf man nischt verborjen, denn hat man doch keen Jlicke nich mehr!"

August hatte sich ganz glücklich verheiratet; aber bald merkte er, daß seine Frau Herr im Hause war und alles bestimmte. Das trug uhm manchen Spott ein. Da sagte eines Tages seine Mutter zu ihm: "Ick hoat dich doch immerzu jesoat, du sost dich nich zuerscht hinknielne. Nu hat dich die Mine det Recht wech jenomm! Warum haste dich denn zuerscht hinjeknielt?" - "Ja, Mutter, wenn ick mich nich zuerscht hinjeknielt hätte, denn stint ick hiete noch doa!" ---- nämlich in der Kirche vor dem Altar.

An einem Morgen war große Aufregung in unserm stillen Dörfchen. In der Nacht war bei verschiedenen Leuten eingebrochen worden. Schmalz und Fleisch, Wurst und Stolle hatten die Diebe mitgenommen. Spurlos waren sie mit ihrer Beute entwischt. Wer....??? - Schulzemutter ging nun gleich zur alten Lehmanne. Die holte ein uraltes Gesangbuch vor, steckte eines, verstorbenen Schlüssel zwischen die Blätter und band ein Strumpfband um das Buch. Neugierig folgte die Schulzene diesen Vorkehrungen mit den Augen. Nun hängte sich die Lehmanne den Schlüsselring an den Zeigefinger, murmelte etwas vor sich hin und fragte dann mit beschwörender Stimme: "August hast du det Fleesch jestohlen?"--Schlüssel und Buch blieben ruhig. Und weiter fragte die Alte: "Duppke, hast du det Fleesch jestohlen?"—Wieder blieb alles ruhig hängen. So nahmen sie jeden vor, auf den sie Verdacht hatten.- Als sie aber fragte: "Paule, hast du det Fleesch jestohlen?" da drehte sich das Buch und fiel zur Erde. Paul war also der Dieb.

Es war zur Zeit der Grummeternte. Schoracks Großvater kam von der Wiese. Er hatte sich eine Handvoll Schreckkraut mitgebracht. "Mine Muttere", erzählte er mir, "hudde immer een Pingelkin Schreckkrut ufm Bodden jedreiet. Emoal koam mine Tante, wat ehre Schwestere jewest is, und ehren Junge hudde se ook metjebracht. Nu hudde sich der Kleene so verschrocken, dat wei dachten, der werd nich wedder. Mine Muttere holte nu schnell dal Schreckkrut amfor und stechtet an. Nu hulten se den Kleenen in den Rook, und denn is a wedder jesund jeworn!" (Schreckkraut ist Sumpf dreizack, Triglochin palustris.)

In diesen kleinen Geschichten, dem Leben abgelauscht, offenbart sich uns die Heimatseele mit ihren reichen Schätzen. Unser junges Volk weiß meistens nicht mehr viel davon oder belächelt solchen Glauben als Unsinn. Nennt es nicht so! Weistümer sind es, uralte wie unser Volk, urwüchsig wie dieses, aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen entstanden, und späteren Geschlechtern überliefert, als Rat für mancherlei Erdennöte und sittlicher Halt in schweren Lebenslagen. Es wird uns oft schwer, diese alten Sitten und Anschauungen zu deuten, aber ohne Sinn sind sie ursprünglich nicht gewesen. Bedenkt doch, daß unsere Ahnen nicht Uhr und Kalender hatten; sie beobachteten aber, besser als wir es können, Sonne, Mond und Sterne. Sie hatten keine Ärzte für Mensch und Haustier; kannten aber die heilenden Säfte vieler Pflanzen. Und manch unbotmäßiger Mensch ließ sich gewiß nur durch die Angst vor dem nachfolgenden Unheil abhalten, Ungebührliches zu tun. In vielen Bräuchen erkennen wir auch das Verlangen, die Zukunft des eigenen Lebens zu erforschen und, wenn möglich, nach eigenem Willen zu gestalten, ein Verlangen, das sich auch noch heute in anderen Formen äußert. So sammelten sich in unseren alten Bräuchen im Laufe der Jahrtausende Beobachtungen und Erfahrungen unserer Vorfahren, umrankt von den geheimnisvollen Mächten, den Hexen, Kobolden und anderen Geistern. Unsere Aufgabe ist es, alles zu sammeln, was uns davon vererbt ist. Erforsche deshalb das Brauchtum deines Dorfes bei Geburt und Taufe, Hochzeit und Tod, bei Krankheiten der Menschen und Tiere. Erforsche die Sitten an Fest- und Arbeitstagen und den Glauben, der sich um Gestirne, Pflanzen und Tiere windet. Alte Dorfgenossen werden es dir erzählen. Fange aber bald mit der Arbeit an; denn mit jedem sterbenden Alten sinkt eine Fülle alter Weistümer ins Grab, für immer verloren!

Ein geheimnisvolles Buch.

In Großmutter's alter Lade fand ich ein merkwürdiges Buch. Es ist in Schweinsleder gebunden, und dieses Schweinsleder ist einmal ein französisches Dokument gewesen. Die gedruckten und geschriebenen Fremdworte sind noch ganz deutlich darauf zu lesen. Auf den ersten Blättern dieses Buches hat ein Offizier der "großen Armee" den Marsch seines Truppenteils durch Deutschland 1812/13 in französischer Sprache aufgezeichnet. Ein Vorfahre des jetzigen Besitzers, der die Freiheitskriege mitgemacht hat, brachte das Buch mit und benutzte es als Merkbuch. Was uns als Heimatforscher freut, sind die vielen Zauber- und Besprechungsformeln, die auch in diesem Buch zu finden sind, und die nun wortgetreu hier folgen:

Pferd sicher machen:

(Dreimal mit der Hand auf Kreitz und drei die Sterne (Stirne)
Ich reite ganz in der Ruh,
mein Pferd sag ich zu,
Gott helfe mir weit und breit,
da ich vor jedem vorbei reit.

x x x

Für Schlägereien:
Gott zum Gruß, Bruder Wohlgemut,
ich verlange von dir drei Tropfen Blut:
die erste von der Lunge,
die andre von der Zunge,
die dritte von des Herzens Kraft.
Damit tu ich verstecken und deine ganze Gesellschaft.
Dein Stock und Degen
tu ich verlegen.
Mir diene es zur Lust und dir zur Boße.

Kugelfest:
Ich verspreche jede Kugel in meiner Hand,
hab mein Gewehr-ich schieß daraus,
Gott im Himmel helfe mir,
aus meiner Büchse schieß ich nach dir.
Jesus Christus helfe mir!
 Das helfe Gott Vater,
 das helfe Gott Sohn,
 das helfe Gott, der heilige Geist!

x x x

Geldspiel:
Ich verspreche alle meine Spieler mein Geld.
sag ich doch bei euch:
mein ganzes Spiel schlag ich darnieder!
Jesus Christus helfe mir aus meiner Qual und meinem Spiel!

x x x

Tauben bleiben:
Ich verspreche alle Farben,
jede Farbe hab ich lieb,
jeder Taube bin ich gut.
Gott helfe mir mit aller Müh,
daß ich die Tauben behalte hier!

x x x

Tauben wiederkommen:

Ich hol es her, ich bin doch hier,
mein Täubchen wohnt doch gar nicht hier.
Ich bitte dich, mein liebes Täubchen,
halt dich doch in meinem Haus,
da jedes Täubchen geht ein und aus!

x x x

Würmer reißen:

Die Würmer sollen nicht beißen,
die sollen verschwinden!

x x x

daß man muß stehenbleiben:

Ich verspreche dir alles, mein Eigentum nicht zu ledieren.
Ich bitte du nie wieder in mein Revier,
das alles untersag ich dir!
Gott helfe mir aus aller meiner Not.
Dir helfe doch er Bösewicht zu deinem Tod!

x x x

Rose:

Mutter Maria, du allena Ding,
die spielten bede um einen goldnen Ring.
die Mutter Maria gebar,
daß die Rose gleich verschwar!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

x x x

Wurm:

Im Jakobsgrund, da liegen drei Würmer,
der erste ist schwarz, der andre weiß, der dritte rot
bis in den Tod!

x x x

Für gebrannt:

Brand,
fall in den Sand!
Brand, du bist gehl,
du sollst heln!

x x x

Blutversprechen:

Die Wunde soll heilen,
die soll nicht bluten,
die soll nicht schwären!

x x x

Haus- und Schutzsegen.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Amen!

So wahr als Christus am Ölberg stand,
so soll alles Geschütz stille stehn.

Wer dieses geschrieben bei sich trägt, den wird nichts
treffen!

x x x

Mundartliches.

Wie die Bewohner einer Landschaft mit der Erde, mit Feld und Wald verwachsen sind, so bildet einen wesentlichen Teil ihrer Bodenständigkeit, ihrer Verwurzelung mit der Heimat die Mundart. Sie ist die lebendige Brücke von Herzen zu Herzen, ist Ausdruck gemeinsamen Denkens und Empfindens und nachhaltiger Förderer des Zusammengehörigkeitsgefühles. Nur aus der Mundart heraus schließt sich das Herz des Landbewohners auf und vermag der Volkstumsforscher selbst in die Tiefe des Volksgutes und der Volksseele zu dringen. Andererseits ist es auch leicht festzustellen, daß der Mundartsprecher still wird, wenn er unter hochdeutsch und sich "fein" ausdrückenden Menschen reden soll.

Und sah man nicht früher gar solche Menschen etwas geringschätzig über die Schulter an? Nun, im Staate der Volksgemeinschaft ist dafür kein Raum mehr, ebensowenig wie für die Vernachlässigung der Mundart, deren Bedeutung als Ausdruck der Stammeseigenart nicht übersehen werden kann.

Im Kreise Luckau wird die Mundart gesprochen, die wir als Lausitzer bezeichnen. Sie weist teilweise Verwandtschaften auf mit dem Sächsischen und auch mit der Berliner. Z. B. wird "ö" wie "ee" gesprochen (schön-scheen); in der Nähe der Berlin-Dresdener Bahn anstelle von "ich" das berlinische "ick", statt "das" "dat".

Wie alle anderen Mundarten, so ist naturgemäß auch die Lausitzer zu jeder Zeit einem ständigen Lautwandel unterworfen, was schon an den noch lebenden Geschlechtern festzustellen ist. Einige Beispiele dafür seien angeführt: Die ganz alten Leute auf den Dörfern sagen statt Feuer "Füer", die jungen "Feier". "Eu" wurde also einstmals abgewandelt in "ü", heute in "ei" oder gar nicht mehr. An die Stelle von äu trat früher ein u (Säule-Sule), heute au oder ei (Saule, Seile). Viele alte Sprachformen sind in der Sprechweise der jungen Geschlechter überhaupt verschwunden und dem Einfluß des Hochdeutschen erlegen. Z.B. hieß es einst allgemein "Hus" statt "Haus"; heute spricht man fast nur noch die hochdeutsche Form.

Ähnlich verhält es sich mit anderen Abwandlungen. Ei wurde früher in ie umgeformt (Zeit = Ziet; weit = wiet); aber nur vor einem "t"; vor einem "d" wurde aus einem "ei" ein "ee" (Heide = Heede; Leid = Leed). Vereinzelt finden wir auch heute noch die Umwandlung des "f" in "p" (tief = diep; schloaf = schloap).

Allgemein rein wird heute wohl noch mundartlich das "a" gesprochen als ein Laut zwischen o und a, in der Schreibweise am besten oa ausgedrückt, und das g als j (wahr = woahr; Graben = Jroam); ferner die Verdunkelung des "i" mehr in "e" (Wind = Wend). Selbstverständlich finden wir auch allerorts noch die verschiedenartigen Abschleifungen der Vor- und Nachsilben (Graben = Jroam; trage = troae; sagen = soaen). Weiter hat sich die Abwandlung von au in o erhalten (Baum = Boom; Staub = Stoob) und von ü in i (Zügel = Ziejel; drüben = drieben oder driemne).

Das alte Sprachgut der Lausitzer Mundart weist nun neben diesem mundartlichen Lautwandel eine Menge fremdartiger Wörter auf, deren Gebrauch leider mehr und mehr verschwindet, die aber gerade geeignet sind, in der Erforschung ihres Ursprungs den deutschen Einschlag in unserer Gegend

nachzuweisen. Hierfür mögen folgende Beispiele dienen: Man sagt zu einem Kinde seines mangelhaften Essens wegen, es sei kiesätig; das Wort ist auf das althd. küren=wählen zurückzuführen. Ein dürftiges Kämmerchen wird Kammurke genannt, was auf das althd. chäfteri=Bienenkorb hinweist. Der Ausdruck "mit dem Feuer kokeln" dürfte im Zusammenhang mit gaukeln stehen; wallein, das österliche Eierspiel, deutet auf wälzen hin. Verheddern findet seinen Ursprung im altd. Hader=Lumpen; das mittelhld. seigen=sich senken dürfte Pate bei dem jetzt noch üblichen Seeger oder Se'er = Uhr gestanden haben. Kuscheln=junge Kiefern ist niederdeutscher Abstammung; wir finden das Wort auch bei Fritz Reuter wieder. Plärren=mitteld. bleren=blöken. Mauke ist ein Ort zum Aufbewahren des Obstes, daher stammt der Ausdruck für fauliges Obst maukig oder mauschig. Nälen ist niederdsch. genauso wie dösen, duseln, Döskopp, Dussel.

Leider ist durch das Vordringen der Wenden von Osten her bis in unsere Gegend auch ein großer Teil von Wörtern slavischen Ursprungs in den Sprachschatz der Lausitz eingedrungen, so Laban=großer Kerl; auf der Plauze haben vom wend. pluza=Lunge. Das Kaffeegebäck Plinz ist nach dem wendischen Gott des Reichtums Plinz benannt. Ein Kind wird in eine Poye oder Puye (Wiege) gelegt; es kommt vom wend. pujka. Auch Ortsnamen mit den Endbuchstaben gk. erinnern an die Zeit des Wendeneindringens, ohne daß hierbei als feststehend angesehen werden kann, daß diese Orte allein von Wenden erbaut wurden, jedenfalls wurden auch bereits von Germanen besiedelte Plätze von Wenden zu "Rundlingen" ausgebaut. Nebenbei. mag hier erwähnt werden: das Dorf Ossagk bei Sonnewalde, das gern als Anschauungsplatz für wendische Rundlingsbauart besucht wird, kann höchstens als Nachbau angesprochen werden, da das ursprüngliche Dorf ungefähr einen Kilometer weiter nördlich gestanden hat.

Groß ist die Zahl mundartlicher Ausdrücke unserer Heimat, deren Ursprung ohne weiteres ersichtlich oder kaum erkennbar ist. Hokst=Hochzeit; sabbern=speien (lautmalend); Butzemann in mittelhld. butze=Kobold; Schlabbermilch=Milch, die schlabbrig ist, saure Milch. Knullen=Knollen, Kartoffeln, auch Ardbern=Erdbirnen. Speckgriewe im Schmalz; picheln von Pegel (Meßmarke). Labbe=Hängemund, davon die Tätigkeit labbern; Heemde=Heimat; Buchte, im Niederdsch. eine Einfriedung für das Vieh=Bett. Pamme, Bemme= Scheibe Brot; treeschen=regnen; Pul=kleiner Teich; Dunderlittchen, auch Dunnerlittchen (Schimpfwort) wörtlich lütger Donner (kleiner Donner). Kabel oder Kawel= ein Stck. Wiese oder Feld. Harke=ein Gerät zum Heumachen. Forke=Gabel. Karrete (Karre) = alter Wagen; kaupeln = tauschen; wieden = Unkraut herausziehen. Leech = niedrig; susst = sonst; Buld = Bild; strickeln = streicheln; Zacken = Äste; Kopskegeln = Kopfüberschlagen; breelen = brüllen; Born = Brunnen.

Damit mögen genug Hinweise gegeben sein, von denen aus jeder Heimatkundler Anregung erhalten kann zu eigener örtlicher Betätigung in der Erforschung von Spracheigenheiten; die Zahl des mundartlichen Wortschatzes unserer Heimat ist natürlich noch bedeutend größer, als sie im Rahmen dieser Arbeit aufgezeigt werden kann.

Als Abschluß sollen noch ein paar Mundartgedichte aus meinem Werk "Strom aus der Heimat" folgen.

Dorpmusieke

`S jeht nischt öwer eene richt`je Musieke,
wenn se spielt, is der scheenste Oogenblicke
für`s janze Dorp.
Doa fliejen Deeren un Fenster upp,
an jeder Ecke lauert een Trupp
un kiekht sich de blänken Oogen rus,
wenn se hermarschieren mit Tscheng un Brus.
Vornwech der Trompeter, der bloast so hell,
als wär` de Sunne sin Spieljesell.
Nur manchmoal, wenn`s joar so hoher ruppjeht,
kimmt joa sin Tönle een Weilchen zu speet.
Denn eh er das "a" janz omne erklettert,

hunn de Annern schon lange weitergeschmettert.
 Un Aalt- un Tenorhorn, die fourchte sich nich,
 zwoar breelt jeder Bläser sin Stöckle för sich;
 oaberforsch tun se klimpern mit Beene un Händ,
 sin se vorn, düddeln de Annern noch hingene am End.
 Denn kimmt wie`n Boom der Jroße, der Dicke,
 der das Tuba tröt mit jebornem Jeschicke.
 Den messinge Trichter, umblinkert von Sonn`,
 streicht er in freehlicher Kinderwonn`.
 Un`n Ton trifft`r; wenn der erschte nich paßt,
 schwupp, hoat er jlei` `n annern jefaßt.
 Un das is nich leicht, `n Steen sei`s jekloat,
 wo mer drei Teene upp dem Dingerich hoat.
 Es sin ooch noch mehr, doch die hoan `n Schnuppe,
 die stehne un schnarrn, wenn se ruserhuppe,
 un das is zeviel för`n musikalischen Sinn,
 drumm läßt der Dicke die Teene ooch drin.
 Janz anners der Pauker hingene am Schluß,
 dem is jeder Ton een besondrer Jenuß.
 Er hoat `n Schläjel wie`n Hammer in der Hand
 un schlöt upp das Fell, doa schluddert de Wand,
 un hämmert un trummelt un trummelt un schlöt,
 als ob`s upp der Welt nur eene Pauke hätt`.
 Un hämmert, als ob`s hingern Pule wittert,
 das im Dorpe Deere un Fenster zittert,
 un loofe tut`r, `s weess keener wie,
 janz jemiedlich öwer`n jroßen Onkel doabi.
 Ja, das soll`n woll Musikanten sin,
 doa lacht selbst die Sonn` in`n Tach herin.
 Der Wind springt juwelnd die Kreiz un die Quer
 Kopskejel öwer die Dächer her.
 Un Stolz leicht hell us der Leite Blick:
 `S jeht nischt öwer `n rich`je Dorpmusik.

Einem Jefallenen

Een Jraab in stiller Heede,
 von Rosen öwerdacht,
 die host der joldne Himmel
 zum Blihen längst jebracht.

Een Helm, een jraues Kreize
 mit windverwehtem Noamen,
 im Dämmerscheene flistert
 der Himmel dort sin Oamen.

Es weenen still de Sterne
 um Kreiz un Immerjrin,
 von Unsem is es eener,
 dem dort de Rosen bliehn.

Stadt un Land

De Plugschoar blinkt, de braunen Schollen dampfen,
in Douft von Brot biejt sich das joldne Feld,
was Felsjestürz, was Mulm wirscht du zerstampfen,
solang dir, Bauer, noch dein Herze hält.

Da Räder singen, Eisenstangen dreehnen,
Schicksale hämmerst du in dein`n Lied, o Stadt;
doch wird ooch dein Werk Sejen kreenen,
der in`n Brand der roten Essen jliht.

Ob ji¹⁾ an Schraubstock, ob an Plug, an Harke,
us harter Oarweet²⁾ strömen ew`je Werte,
un beede schafft ihr an des Stammes Marke,
an eierer Heimat heil`jer Muttererde.

Drum reckt da Hand, im Blute soll eich singen
der blanke Strom vom Land zur Werkelstatt,
hell soll`s den kampfzerfuorchten Tach durchdringen
von jroßen Volk, das eene Seele hat.

1) ihr

2) Arbeit

Zisterzienserkloster Dobrilugk

Auf grausandigem, von zahllosen Kiefernurzeln bedecktem Waldwege schlich am Mittag eines schönen Herbsttages müde und matt ein Rößlein, das einen Reiter trug, dahin. Mißmutig und ungeduldig durchforschten dessen blaue Augen den unendlichen Wald nach den Spuren einer Ansiedlung. Es war ein Ritter und zugleich ein fahrender Sänger in jugendlichen Jahren. Ein wuchtiges Schwert an der Seite und die Laute auf dem Rücken verrieten das. Es war Walther von der Vogelweide. Er stand im Dienst des Markgrafen Dietrich von Meißen und ritt in dessen Auftrag im Herbst 1212 nach dem Lausitzer Kloster Dobrilugk, um dem Abt eine geheime Botschaft zu überbringen. Plötzlich hielt er an und lauschte. Die tiefe Stille des Waldes wurde durch den Ton einer Vesporglocke unterbrochen. Leise zitternd klang es aus der Ferne her. Nun lichtete sich der Wald, und auf einer weiten, grünen Wiesenfläche an der kleinen Elster lag vor ihm, Umgeben von Ställen und Scheunen, ein kleines, hölzernes Kirchlein und ein bescheidenes Wohnhaus der Mönche. Noch war die Siedlung unfertig und erst im Entstehen begriffen. Die Mönche, bestaubt wie Maurer und Ackersleute, liefen neugierig herbei, um den Fremdling zu sehen und zum Abt zu führen. Mit derber und schlichter Kost wurde der Reiter am Tisch des Abtes bewirtet. Müde von der weiten Reise warf er sich dann auf das harte Lager; nur hin und wieder wurde seine Nachtruhe durch das Heulen des Wolfes und das Rauschen des Regens gestört. Am nächsten Morgen verließ er durch Nebel und grundlose Wege das Kloster und trat die Rückreise an.

Den folgenden Winter verbrachte Walther auf der Burg zu Meißen. Im kalten Turmgemach saß er und schaute den wirbelnden Schneeflocken zu. Hin und wieder wurde die Winterruhe durch den heiseren Schrei der Nebelkrähen unterbrochen. Fröstelnd verkroch er sich ins Strohbett und dachte voll Sehnsucht an den kommenden Frühling. Oft erinnerte er sich in solchen trüben Stunden an seine Reise nach Dobrilugk und sang:

"Ich bin verlegen wie Esau,
mein glattes Haar ist mir worden rauh:
süßer Sommer wo bist du?"

Wie gern säh ich dem Pflüger zu!
Eh daß ich lange in solcher Truh
beklemmet wäre, als ich bin nu:
Eh würd ich Mönch zu Toberlu!"

Wir begreifen des Sängers Abscheu vor dem Gedanken, sein Leben in Dobrilugk verbringen, zu müssen, wenn wir an seine südtirolische Heimat im Glanz der Frühlingssonne denken. Geheimnisvolles Dunkel schwebt um Dobrilugks Anfänge. Aus ihm taucht plötzlich ums Jahr 1000 der Name Dobraluch, schöne Wiese, auf. Es befand sich hier wohl eine größere Lichtung in den unermesslichen Wäldern und ein guter Übergang durch die Niederung an der von der Elbe zur Oder führenden Heer- und Handelsstraße. Danach schweigen wieder die geschichtlichen Quellen fast zwei Jahrhunderte bis zum Jahre 1165, als der Markgraf Dietrich I. aus dem Hause Wettin diesen Ort für eine Zisterzienserniederlassung wählte. Es schmerzte ihn wohl bitter, daß das Christentum den Wenden durch die vielen Kriege verhaßter war denn je, und daß sie keine Gelegenheit vorübergehen ließen, gefangene Christen ihren heidnischen Göttern zu opfern. Um das Christentum und damit zugleich auch deutsche Kultur ein zuführen, empfahl sich ihm nichts Besseres als die Gründung eines Zisterzienserklosters. Weit durfte er ein solches freilich noch nicht in die Mark vor schieben, wenn er es nicht ganz von der Verbindung mit dem deutschen Leben abschneiden wollte. Darum wählte er den südwestlichen Zipfel des Markgraftums der Niederlausitz um Dobrilugk für seine Mönchs-niederlassung. Diese Wald- und Sumpflandschaft bezog nun eine aus zwölf Mönchen bestehende Zisterzienserkolonie aus Volkerode in Thüringen. Welche Ausdehnung das Gebiet, das die Mönche vom Markgrafen als Geschenk erhielten, ursprünglich gehabt hat, ist schwer zu sagen. Eine schriftliche Festlegung der Grenzen des anfänglichen Klostergebietes scheint unter Dietrich nicht erfolgt zu sein. Der Klosterbesitz lag rund um Dobrilugk herum, auf beiden Seiten der kleinen Elster.

Die ersten Aufgaben des Klosters waren in dieser unwirtlichen Gegend sehr schwierige. Eine Gemeinschaft von zwölf Mönchen und meist ebensovielen Laienbrüdern rodete die Wälder aus. Sie entwässerten die vielen Sümpfe, die die Gegend für den Menschen fast unzugänglich machten. Sie zogen Gräben und legten Teiche an. Zeugen dieser regsamen Kulturtätigkeit sind noch heute der Küchen-, Jäger-, und Hammerteich und die zu flachem Acker- und Wiesenland gewordenen Birk-, Schwan-, große und kleine Hirtenteiche. Sie schufen, indem sie die Gegend zugleich auch besiedelten, einen tüchtigen, deutschen Bauernstand. Um dies zu erreichen, haben sie das Äußerste geleistet und den Waldboden urbar gemacht und ihn so den herbeigerufenen Ansiedlern übergeben. Bedurften die neu angesiedelten Bauern der Hilfe, so fanden sie diese im Kloster.

Die mustergültige wirtschaftliche Tätigkeit der Zisterziensermönche konnte auf die Klosteruntertanen nicht ohne Einfluß sein, spornte sie wohl an, es ihnen gleich zu tun. Wirtschaftliches Leben blühte auf, reicher wurden die Erträge reicher flossen die Abgaben der Bauern. Die dürftige Lage, die die Entwicklung des Klosters lange niedergehalten hatte, schwand. Es hatte im fremden Boden Wurzel gefaßt und konnte nunmehr an eine planmäßige Erweiterung seiner Besitzungen denken. Und so sieht der Klosterbesitz ums Jahr 1234 folgendermaßen aus: an das Kernstück, in welchem die acht Dörfer Werenzhain, Kirzhain, Hennersdorf, Eichholz, Lugau, Schönborn, Lindena, Fischwasser und das Vorwerk Schultz lagen, hatten sich im Norden Frankena und Münchhausen, im Süden Gruhno, Friedersdorf und Rückersdorf angeschlossen. Als weitere käufliche Erwerbungen werden die zwischen Dahme und Luckau gelegenen Dörfer Kemnitz, Falkenberg und Windischmarke, später die im Süden des Klostergebietes liegenden Dörfer Oppelhain und Schadewitz genannt. daß die überwiegende Mehrzahl dieser Dörfer erst zur Zeit des Klosters und durch deutsche Kolonisten entstanden sind, bezeugen die überwiegend deutschen Namen. Diese Ortschaften waren bis auf sehr wenige dem Dobrilugker Kloster nicht als Geschenk überwiesen worden, sondern es hatte auf dem in seinen Besitz übergegangenen Gebiet diese Dörfer neu angelegt oder wenigstens in deutscher Weise besiedelt. In allen diesen Orten hatte das Kloster das volle Herrschaftsrecht, ja sogar die Gerichtsbarkeit mit dem Blutbann. So entwickelte nun das Kloster seit dem vierten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts eine rege Erwerbstätigkeit, an der es bis weit in das 14. Jahrhundert hinein festhielt, sodaß es sogar Ackerhöfe und andere Besitzungen an der Elbe hatte, die bald zu den be-

deutendsten des Klosters gehörten und die hauptsächlich als Viehweide benutzt wurden. Seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts war das Streben der Mönche auch auf den Erwerb von Wäldungen gerichtet, und zwar weniger aus forstwirtschaftlichen Gründen; denn eine geregelte Waldwirtschaft kannte man ja in jener Zeit noch nicht und bedurfte ihrer auch nicht, da die Wälder noch unerschöpflich waren. Das Klostergebiet sollte durch den Walderwerb hauptsächlich abgerundet werden. Der Wald diente zugleich auch der Bienenwirtschaft, die dort von den slavischen Imkern betrieben wurde. Die Zeidler (Bienenväter) erhielten die Zeidelweiden angewiesen und mußten dafür Honig- und Wachszehent entrichten. So erwarb das Kloster die Bienengerechtigkeit.

Von dem Erwerb von Fischteichen, die im Haushalt der Mönche eine so große Rolle spielten, erfahren wir wenig. Die meisten Teiche lagen auf dem ursprünglichen Klostergebiet und zwar dicht beim Kloster. Der heute vorhandene Bestand entspricht aber bei weitem nicht dem zur Klosterzeit. Einige sind im Laufe der Zeit verschwunden. Die flachen Teiche vor Dobrilugk wurden an die Bürger vergeben und zu Gärten und Wiesen; Hirtenteich- und Teichgartenstraße erinnern noch heute daran. Der Birkenteich, durch den Flurnamen "Birkbusch" der Nachwelt erhalten, verschwand ums Jahr 1700. Der ausgedehnte Schwanteich, der neben jenem lag, ist jetzt hauptsächlich Wiese. Vom Weberteich ist heute nur noch der Name übrig. Die Försterei Weberteich erinnert noch an ihn. Diese vielen Teiche deuten darauf hin, daß die Fischerei damals in hoher Blüte stand. Fische waren ja auch die Fastenspeise damaliger Zeit.

Unsere alten Dorfkirchen sind zum Teil aus Raseneisenstein erbaut. Dieser Stein ist in unserer Heimat noch heute zu finden. Er war auch für die Mönche ein beliebter Baustoff. Der Flurname "Eisenbruch" erinnert an die Eisengewinnung der Klosterzeit. Ebenso deutet der Hammerteich darauf hin. Aber die Eisenmühle, Hammermühle genannt, entstand wahrscheinlich erst nach der Klosterzeit.

Das Kloster hatte seinen blühendsten Wohlstand erreicht. Es zählte 26 Dörfer, 13 zerstreut liegende Orte und etwa 4000 einzeln liegende Ackerhöfe zu seinem Besitz. Damals entstand der äußerst glücklichen Bewirtschaftung wegen das Sprichwort: "Celle zusammen mit Buch machen erst ein Doberluch!" Was den Reichtum des Klosters nebenbei noch um vieles hob, war das Recht, Reichsmünzen zu prägen. Der Ort, wo sich jetzt die Kalz'sche Gärtnerei befindet, ist vielen heute noch unter dem Namen "die alte Münze" bekannt. Hier befanden sich große Schmelzöfen und alle zum Münzwesen gehörenden Einrichtungen.

Das Klosterleben war um 1300 sehr streng und beruhte auf dem Grundsatz der Gemeinsamkeit. Kein Mönch hatte einen Raum für sich allein. Mönche, denen eine große Beredsamkeit zu Gebote stand und die zugleich auch der wendischen Sprache mächtig waren, zogen in die heidnischen Dörfer, um dort das Christentum zu predigen. Andere wieder arbeiteten in dem Lagerraum, der sich neben der Bücherei befand. Sie studierten die Geschichte der Heiligen oder die religiösen Betrachtungen der Kirchenväter und schrieben sie ab. Andere wieder zogen schweigend zur Arbeit auf das Feld. Schweigend verrichteten sie diese und durften auch keine unnötige Rast machen. Gegen Fremdlinge waren sie höflich und gastfrei. Die Tafel des Abtes war stets jedem Fremden gedeckt. Alle Speisen waren höchst einfach. Sie aßen zweimal am Tage, einmal vormittags und dann mittags. Ihre Kleidung war aus grobem Tuch. Beim Klosterdienst trugen sie die weiße Kutte, für die Welt und beim Landbau die schwarze. Sie wurden deshalb vielfach die schwarz - weißen Brüder genannt. Unterkleid und Beinkleid kannten sie nicht. Ihr Lager bestand aus einer Unterlage von Stroh und einer Decke. Das Leben war auf die größte Abhärtung berechnet.

Zu Ausgang des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts lockerte sich die straffe Zucht etwas, wozu besondere die in der Gegend fortwährend auftretenden Mißernten beitrugen. Auch wütete in grauererregender Weise die Pest, und das Kloster verlor viele Brüder. Dazu kamen die Leiden durch die adligen Herren und die Hussiten, die die Niederlausitz überschwemmten. Um diese Zeit ist auch in unser Kloster wie in alle anderen die Fäulnis der sittlichen Zustände eingezogen. Aber sie konnten sich weiter halten und immer wieder füllen, weil viele Eltern sie als Versorgungsstätten ihrer Kinder und viele Arbeitsscheue sie als angenehmen Zufluchtsort ansahen.

Der Idee nach waren die Mönche immer noch der Inbegriff der Heiligkeit, obwohl sich schon viele Mißstände bemerkbar machten. Dieser klaffende Riß mußte natürlich einmal zu einem

gewaltigen Bruch führen, der durch das Reformationswerk Luthers vollendet wurde und die gänzliche Aufhebung des Klosters herbeiführte. Die reichen Klostergüter wurden fürstliche Domänen, die Goldbestände wurden eingezogen, und das wertvolle Archiv mit sämtlichen Dokumenten und Urkunden wurde fortgeschafft.

An die einstige Klosterherrlichkeit erinnert heute nur noch die Kirche und einige romanische Werkstücke. Das Refektorium, den großen Speiseraum der Mönche, erkennt man in den Mauern der Scheunen und Ställe der heutigen Oberförsterei. Die übrigen Klostergebäude, die Mönchswohnungen im östlichen und westlichen Flügel, die Abtswohnung und die Kreuzgänge, die ein nach Süden zu an die Kirche angeschobenes Quadrat bildeten, sind im Jahre 1852 durch ein Feuer zerstört und nicht wieder aufgebaut worden. In der Mitte des einst geweihten Klosterplatzes trauern heute einige Eichen, Buchen und Birken um das, was nicht mehr ist.

Die im Anfang der Geschichte erwähnte Reise des Dichters Walther von der Vogelweide nach dem Kloster Dobrilugk steht nicht fest; sie ist aber immerhin möglich, da sich Walther längere Zeit in Thüringen, woher die Mönche von Dobrilugk gekommen waren, aufgehalten hat und dort auch mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen bekannt wurde.

Nach Ostland wollen wir reiten

Es war um das Jahr 1200. Durch den Wald, der sich im Norden des neuen Klosters Dobrilugk ausbreitete, bewegte sich mühsam ein langer Zug. Kraftvolle Männer auf schweren Pferden bildeten die Spitze. Hochbeladene Wagen, mit starken Stieren bespannt, folgten ihnen. Frauen und Kinder gingen nebenher. Eine stattliche Herde Rinder und Schafe wurde von den jungen Burschen und Mädchen hinter dem Wagenzuge hergetrieben. Den Schluß bildeten wieder bewaffnete Reiter. Sie kamen von weither, aus dem Westen. Ihre Heimat bot nicht mehr Platz für sie und ihr Vieh. Da war zu ihnen die Kunde gedrungen, daß ostwärts der Elbe genug Raum wäre für viele Deutsche. So waren sie auf ihrer Wanderung nach dem Ostland zum Kloster gekommen. Der Abt hatte nordwärts gewiesen, dort sollten sie sich eine neue Heimat gründen.

Schwer war es, die unbeholfenen Karren im Sande vorwärts zu bringen. Da gebot der Führer des Zuges Halt. Er ließ seine Gefährten warten und ritt selbst an einem Bächlein, das den Wald durchrieselte, entlang. Er wollte Umschau halten. Er war noch nicht weit gekommen, als sich vor ihm eine Lichtung auftat. Von einer kleinen Anhöhe gewann er Überblick. Das saftiggrüne Gras sagte ihm, daß der Boden reichliche Frucht bringen werde. Das Bächlein führte gutes Wasser zu. Und die starken Bäume umher lieferten festes Holz zum Hausbau. Befriedigt kehrte er zu seinen Genossen zurück. Nach kurzer Beratung bog man vom Weg ab nach der Lichtung. Die Wagen wurden im Viereck zur Wagenburg aufgefahren. Lauter Jubel herrschte darüber, daß nun die lange Wanderung zu Ende sein sollte, daß die neue Heimat gefunden war.

Am nächsten Tag ging es an die Arbeit. An dem Bächlein entlang wurde die Dorfstraße und zu beiden Seiten wurden die Plätze für die Gehöfte abgesteckt. An die Gärten sollte sich in langen Streifen das Ackerland anschließen. Die Hutung blieb gemeinschaftliches Eigentum.

Nun ging es an das Fällen der Bäume. Unermüdlich schafften alle, was in ihren Kräften stand. Bald war das erste Haus gezimmert. Und als der Mond mehrere Male voll geworden war, hatte jeder Ansiedler sein Heim. Um das ganze Dorf wurde ein Graben gezogen. Er gab mit dem entstehenden Hackwall den nötigen Schutz.

Freude stand auf allen Gesichtern, als der Abt des Klosters das neue Dorf besichtigte. Er lobte die Anlage und bestätigte jedem seine Hufe Landes. Den Führer aber setzte er zum Erblehnrichter ein. Er erhielt zwei Hufen. Ehe der Abt Abschied nahm, wollte er den Namen des neuen Ortes wissen. Die Männer berieten nicht lange. Einer schlug vor: "Wir nennen es nach unserem Führer Witherold!" Und hell erklang der Ruf: "Heil Witheroldeshagen!"

Das große Sterben.

Bei Urban Hensel hat es angefangen.

In der Erntezeit hatte eine fremde Frau mit ihrem Töchterlein Aufnahme begehrt. Ihr Mann war von den Wallensteinern erschlagen. Sie hatte sich mit dem Kindelein geflüchtet und war am Ende ihrer Kräfte. Voller Mitleid nahm Urban Hensels Mutter die beiden auf.

Am nächsten Tage starb das Kind. Die Frau lag fiebernd auf dem Stroh. Ihr war nicht mehr zu helfen. Der neue Tag fand sie tot.

Der Richter kam und ordnete an, daß die Leichen sofort der Erde übergeben würden. Durch das erzitternde Dorf eilte die Kunde: "Die Fremde starb an der bösen Krankheit, gegen die es kein Heilkraut gibt!" Und viele Hände werden gefaltet: "Herr, verschone uns vor der Pest!"

Aber da war nichts mehr aufzuhalten. Bald begrub man Urban Hensels Mutter, einige Tage später den noch jungen Mann, dann seine Kinder, sein Weib, den Knecht, die Magd. Auch des Richters Frau erkrankte und starb. Er selbst lag lange Zeit schwer darnieder; und wie ein Wunder kam es ihm vor, daß er noch lebte.

Langsam ging es die Dorfstraße entlang. Die Gehöfte schienen verödet. In allen Häusern hatte die Krankheit gewütet und Opfer gefordert, hier die Kinder, dort den Vater, die Mutter, immer mehrere. Manche Familien, wie Urban Hensel und Jakob Pehle, waren ganz ausgestorben. Die Furcht hatte alle gepackt. Nur wenige Beherzte waren zu finden, die den Toten ein Grab bereiteten.

Dem Pfarrer zitterte die Hand, als er alle die Namen der Gestorbenen in das Kirchenbuch eintrug und zum Schluß vermerkte: "Summa aller Verstorbenen und Begrabenen zu Werentzhayn des 1632. Jahres 118 Personen!" Vielleicht ahnte er schon, daß wenige Jahre später (1637) die Seuche das Dorf noch einmal heimsuchen und dann auch ihn und seine Familie hinwegraffen würde.

Eine andere Hand trug 1637 ein: "Der Gestorbenen sind 115, ohne was unbewußt ist, weil viel die Ihrigen in ihrem Garten oder sonsten hin und her begraben haben!"

Kriegsnot.

Dem Erb- und Lehnrichter Johann Erdmann Gottlob Schmidt wurde angst und bange. Fünf Jahre schon dauerte dieser Krieg. Während der ganzen Zeit war das Land vom Feinde besetzt. Abgaben über Abgaben preßte er aus den Einwohnern heraus. Wer sollte da noch Lust zur Arbeit haben? Wieviel Mühe hatte der Ortsrichter, die Bauern zu bewegen, ihren Acker ordentlich zu bestellen! Wieviel konnten es gar nicht mehr? Die Ackergeräte waren entzwei und konnten nicht erneuert werden. Die Pferde fehlten. Und wer noch welche hatte, mußte mit ihnen die Lastwagen der preußischen Truppen fahren. Diese Lastwagen wurden beladen mit den Nahrungsmitteln, die der Bauer kümmerlich dem Boden abgerungen hatte und die ihm nun abgepreßt worden waren. Wer sollte da nicht verzweifeln?

Kaum war die Ernte 1761 eingebracht, so gingen die Lieferungen auch schon wieder los. Kein Tag verging, an dem nicht ein Trupp Soldaten erschien, um Brot, Heu, Stroh oder Hafer zu holen. Werentzhain war ausgeplündert und trotzdem wurden immer wieder Nahrungsmittel gefordert, oder, wenn keine mehr aufzutreiben waren, Geld.

In seiner Not wendete sich der Ortsrichter an die Landesbehörde. Er zählte auf, was die Gemeinde im September 1761 geliefert habe:

- 1.) 150 Scheffel Hafer,
2400 Rationen Heu,
6 Schock Stroh

- 2.) an den Herren Obristen von Röhl nach Jessen, Torgau und Schlieben:
 50 Scheffel Hafer,
 600 Rationen Heu,
 300 Rationen Stroh,
 20 Reichstaler für Butter;
- 3.) an den Herrn Obristen von Dingelstädt nach Schlieben:
 151 Scheffel Getreide,
 80 Scheffel Hafer,
 200 Ztr. Heu,
 1000 Rationen Stroh,
 3600 Portionen Brot und Mehl,
 1400 Pfd. Schweinefleisch,
 100 Pfd. Butter und Zugemüse,
 227 Reichstaler fürs Magazin,
 360 Reichstaler für Tafelgeld und Licht dem Herrn Obristen,
 700 Reichstaler für Vorspannpferde,
 800 Reichstaler für Pferde und Wagen, die zur Armee nach Meißen gehen sollten,
 800 Reichstaler für Bier und Branntwein muß die Gemeinde schuldig bleiben, ebenso die Brandschatzung, von jedem Schock 2 Reichstaler. Zum Schluß mußte er bescheinigen, daß bei vielen Einwohnern weder Brot noch Futter, auch keine Saat, dafür aber ein großer Hunger und Geldmangel bei Menschen und Vieh vorhanden ist.

Ja, der Krieg ist furchtbar!

Der Richter bangt vor dem Tage, an dem er die Forderungen der Preußen nicht mehr wird erfüllen können. Vielleicht wird man ihn dann als Geisel fortschleppen und für seine Freilassung ein unerschwingliches Lösegeld fordern. Dann wäre er bis zum Ende des Krieges oder noch länger Gefangener in Spandau. Oder es erginge ihm wie seinem Stellvertreter, dem Schöffen Hensel, den man gebunden mit anderen Arrestanten bis Luckau trieb und ihm außerdem 50 Stockschläge verabfolgte; alles nur deshalb, weil die Gemeinde die Vorspannpferde nicht stellen konnte.

O böse Zeit, wenn der Feind im Land!
 Was wird morgen werden?

Mit der Postkutsche von Luckau nach Baruth.

Postmeister Johann Friedrich Sigismund Clar in Baruth lief zornig in seiner Amtsstube hin und her. Vom Turm hatten die Glocken soeben die zehnte Stunde verkündet. Kaum hatten die Bürger den mahnenden Ruf zur Ruhe vernommen; denn mächtig heulte der Herbststurm durch die Gassen, die Balken auf Treppen und Böden ächsten, und der Regen klatschte unaufhörlich gegen die Scheiben. Die ehrsamten Bürger hatten auch meistens schon die Federn über die Ohren gezogen. Sie ahnten nichts von dem Ärger des Postmeisters und nichts von der Not der armen Reisenden, die in diesem Hundewetter auf der elenden Landstraße dem heißersehten Ziele zustrebten. Sie glaubten kaum noch, daß sie es in dieser Nacht erreichen würden.

Bis zum Dorfe Zützen war alles gut verlaufen. Dann ging es durch die Wiesen der Dahme zu. Immer morastiger wurde der Weg, tiefer sanken die Pferde ein, ebenso der Wagen. Er schwankte hin und her und blieb schließlich stehen. Da floß über den Weg ein kleines Bächlein. Es war gar nicht tief; aber die vielen Fuhrwerke hatte dort ein Morastloch ausgefahren. Der Kutscher kannte diese Stelle sehr gut. Besonders zur Winterszeit war der Graben mit vielem Wasser und Eise angefüllt. Im vergangenen Winter war er hier öfter mit der ordinären Post sitzen geblieben, und dabei sind Poststücke und Pferde beschädigt worden. Den Extraposten war es auch so ergangen. Und so saß er nun auch wieder fest. Zwar hatte Frau Eva Eleonore von Kleist in Zützen, die diese Wegstrecke zu unterhalten hatte, im letzten Sommer einhundertacht Schlitten voll Elsenholz in die Löcher

des Weges und besonders in dieses Morastloch einlegen lassen. Aber das half nun alles nichts, er saß fest! Wäre es nicht so dunkel gewesen, so hätte er sich von den nahen Koppeln ein paar Gäule geholt und vergespannt. Wohl oder übel mußten die Reisenden aussteigen und sehen, wie sie durch den Sumpf kamen. Das kleine, vornehme Fräulein machte ein gar zu entsetztes Gesicht. Da trug es der Postillion auf starken Armen auf ein einigermaßen trockenes Fleckchen. Er half auch den anderen Reisenden, so gut er konnte. Am schlimmsten hatte es der dicke Herr Hofrat. Er sank mit seiner Leibesfülle tief ein, und tragen wollte ihn keiner. Die Pferde wußten schon aus Erfahrung, daß es nun leichter ging. Flott zogen sie an, und nach einigen vergeblichen Versuchen stand die Kutsche wieder auf dem festen Weg. Erleichtert stiegen alle wieder ein, und weiter gings in die Dunkelheit hinein. Der Schwager hütete sich wohl, den Reisenden zu erzählen, daß das schlimmste Ende noch komme. Das war der Steindamm von AltGolßen. Der war voller Löcher. Jedesmal wurde dort an den Wagen etwas zerbrochen, bald ein Rad, bald eine Achse. Und dann der Knüppeldamm bei demselben Dorf! Der war ganz furchtbar zerfahren. Das war aber auch kein Wunder. Viermal wöchentlich wurde dieser Weg von der ordinären, dazu von allen Extraposten zwischen Berlin und Dresden benutzt. Außerdem hat sich der Verkehr noch dadurch gesteigert, daß durch den anfangenden Holz-mangel in der Luckauer Gegend alles Holz aus der Baruther Heide über diesen Weg geholt wurde. Am allerschlimmsten aber ist der Weg im letzten Krieg, dem siebenjährigen, zerstört worden, als die schweren Kanonen der Preußen und Österreicher hier durchkamen. An alles das dachte der Kutscher, und auch daran, daß der Weg so schmal war, daß kaum drei Pferde nebeneinander Platz hatten. Heute hatte er vier vor, das konnte gut werden. Und hier, auf dem Endchen von der Wassermühle bis zum Städtchen, hatte er auch schon zweimal umgeworfen. Da fielen die Gäule an verschiedenen Stellen bis an die Bäuche in den Morast, die Postkutsche rumpelte und knarrte hinterdrein, bis sie schließlich trotz aller Kunst des Roßelenkers umkippte. Doch diesmal kam er an allen bösen Stellen glücklich vorbei. Endlich, in tiefer Nacht, polterte der Wagen über das holprige Pflaster der Stadt Baruth. Da waren die Reisenden froh, und auch der Schwager atmete erleichtert auf. Nur der Postmeister behielt seinen Zorn bis zum anderen Morgen. Da beschloß er, sich über diese unerhört schlechten Wege beim Kurfürsten selbst zu beschweren. Alle Tage mußte er die Klagen und das Schimpfen der Reisenden mit anhören. Das war ja nicht mehr zum Aushalten! Wie oft hatte er schon die Untergerichte in den Dörfern Zützen und AltGolßen auf die Schäden aufmerksam gemacht. Sie hatten nichts ausgebessert. Auch die Stadt Golßen hatte nichts unternommen. Nun mußte er den Kurfürsten um Hilfe anrufen. Sein Freund, der Postmeister Hans Dietrich von Leipziger in Luckau, schloß sich der Klage an. Wer aber nun meint, der Weg werde in kurzer Zeit ausgebessert werden, der irrt sich gewaltig. Zwar ließ es die Oberamtsregierung in Lübben nicht an dem nötigen Eifer fehlen. Schon nach vier Wochen forderte sie von den beteiligten Gerichten einen Bericht über den Fortgang der Ausbesserungen. Diese hatten aber noch garnicht angefangen. Einer nach dem anderen entschuldigte sich, versuchte, die Arbeit auf einen anderen zu schieben, und alle klagten über die schlechten Zeiten. So ging es jahrelang, und noch oft war der Weg zwischen Zützen und AltGolßen der Schrecken der Reisenden.

Aus der Lehnszeit

In unserer Niederlausitz war der Inhaber eines Lehens berechtigt, sein Lehngut ohne Einwilligung eines anderen zu verkaufen, zu verpfänden, zu verschulden und darüber für den Todesfall zu verfügen. Dem Landesherrn als Lehnsherrn war er nur zur Leistung des Huldigungseides und zur Lehnstreue verpflichtet. Der Landesherr verfügte über das Lehen nur dann, wenn kein Nachkomme des Lehnsmannes oder des Mitbelehnten lebte. Durch die Belehnung gingen Hoheitsrechte, wie Gerichtsbarkeit und Patronat über die Kirche, auf den Lehnsmann über. Die Lehnsrechte konnten in der N.-Lausitz während der Zeit der Zugehörigkeit zu Sachsen nur von solchen Personen erworben werden, die Eingeborene der N.Lausitz waren, dem ev. Glauben angehörten (seit 1624), und persönlich frei waren. Bauern kamen also nicht in Frage, da sie erbuntertänig waren. Erteilte ihnen der

Gutsherr den Lossschein und erwarben sie in einer Kreisstadt das Bürgerrecht, so erlangten auch sie die Lehnsfähigkeit. Solche bäuerlichen Lehnsgutsbesitzer waren die Lehnsschulzen, Lehnsrichter und Lehnskrüger. Die Lehnsherrlichkeit wurde in Preußen 1850 aufgehoben. Schon vorher war die Möglichkeit vorhanden, die Lehen in freies Eigentum zu verwandeln. Der Lehnsmann mußte dann den Antrag stellen. Die beiden Anteile von Casel wurden 1656 u. 59 auf Antrag des damaligen Lehnsmannes Döbler in freies Eigentum verwandelt. Kaufte oder erbte jemand ein Lehen, so fand durch den Landvogt der N.Lausitz, später durch die Oberamtsregierung in Lübben, im Auftrage des Landesherrn die Belehnung statt. Dem Lehnsmann wurde der Lehnsbrief ausgestellt. Als Elias von Löben einen Anteil von Casel, Zauche u.a. erwarb, wurde ihm folgender Lehnsbrief übergeben:

“Wir, Jaroslaw, Herr von Colowrat, Landvogt, bekennen und tun hiermit jedermann kund, daß vor unserer Person die edlen, ehrenfesten Wolf Ernst und Siegmund von Glaubitz mit dem Bericht erschienen sind, daß ihr seliger Vater eine hochbedrängliche Schuldenlast hinterlassen habe, weshalb sie genötigt sind, die Lehngüter Kasel, Jetzsch, Kaule und Zauche, soweit sie ihrem verstorbenen Vater gehörten und nunmehr ihnen zustehen, dem edlen, ehrenfesten Elias von Löben erblich zu verkaufen. Sie haben daher die Lehen in unsere Hände aufgelassen und demütig gebeten, daß wir an Stelle des Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Fürsten und Herr, des erwählten römischen Kaisers Rudolfs II. als mächtiger Landvogt des Markgrafentums Niederlausitz diese Lehngüter dem Elias von Löben und seinen männlichen Erben zu Lehen gnädiglich zu verleihen geruhen. Da die von Glaubitz und die von Löben und deren Vorfahren der kaiserlichen Majestät, der Krone Böhmens und uns, dem Landvogt, treue Dienste geleistet haben und hinfort desto besser tun sollen, haben wir dem Elias von Löben und seinen männlichen Erben die erwähnten Güter, nämlich den Rittersitz und das Vorwerk zu Kasel und das halbe Dorf, auch das halbe Pfarr- und Kirchlehen daselbst, den Anteil im Dorfe Zauche, auch die Ober- und Niedergerichte in diesen beiden Dörfern, den Anteil am Dorfe Kaule mit den halben Gerichten und den Anteil am Dorfe Jetzsch mit allen Gnaden, Freiheiten und Gerechtigkeiten, wie sie der verstorbene Hans von Glaubitz besessen hat, zu Lehen gnädiglich gereicht und geliehen, damit sie die Lehen genießen und gebrauchen, wie Lehnrecht und im Lande Gewohnheit ist. Dies alles mit Mannschaften, Bauernschaften, Diensten, Zinsen, Renten, Pächten, Wind- und Wassermühlen, Wasser, Wasserläufen, Fischereien, Teichen, Büschen und Sträuchern, Jagd, Zeidelweiden, Schäfereien und Triften. Wir haben auf die Bitte des von Löben die Gebrüder und Vettern von Löben auf Ziebingen und Balzer von Löben zu Gallensdorf mitbelehnt, damit die Güter, wenn Elias von Löben ohne männliche Erben sterben sollte, an diese und deren Erben fallen sollen. Doch dieses ohne Schaden an Diensten, Lehnspflichten und Rechten der römischen kaiserlichen Majestät, der Krone Böhmen und der Landvögte. Zeugen der Belehnung sind gewesen Kaspar von Minkwitz auf Uckro, Jakob von Wolfersdorf auf Tornow und Gedern Chindler von Zerkenstein, unser Amtskanzler und andere mehr.

Urkundlich geschehen und gegeben Lübben, den 12. Mai 1590

Elias von Löben aber schwur nun diesen Lehnseid:

Ich, Elias von Löben, schwöre zu Gott, dem Allmächtigen, daß ich dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Fürsten und Herrn Rudolf dem andern, erwählten römischen Kaiser, auch zu Ungarn und Böhmen König, meinem gnädigsten König und Herrn, als einen König zu Böhmen und Markgrafen zu Lausitz und ihrer Mannleibeserben und nachkommen gekrönten Königen zu Böhmen und der Krone daselbst von diesem heutigen Tage an gehorsam, getreu zu sein, zu jeder Zeit ihrer kaiserlichen Majestät, derselben Erben und der Krone Böhmens Ehre, Nutz und Bestes nach meinem höchsten Vermögen befördern, vor Schaden bewahren und alles, was so ein getreuer Lehnsmann gegen seinen Lehnsherrn zu tun schuldig, treulich und gehorsam tun wolle als mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.

Bauernleben nach dem dreißigjährigen Kriege.

Christoph Munko wird Kossät in Zützen.

Es war im Juni des Jahres 1659. Christoph Munko in Kaltenborn im Gubener Kreise hatte erfahren, daß sein Schwager Simon Priro in Zützen im Kreise Luckau gestorben war. "Simon hat keine Kinder", sagte seine Frau, "es wäre doch schön, wenn wir den erledigten Hof in Zützen bekommen könnten. Willst du dich nicht auf die Reise machen und den gnädigen Herrn dort bitten, daß er dir den Hof überläßt?" Christoph zuckte mit den Schultern. Er hatte keine rechte Lust, da er an die beschwerliche Reise durch das verwüstete Land dachte. Aber hier in Kaltenborn wollte er auch nicht bleiben. Er hatte sich hier schon öfter um einen Hof beworben und keinen bekommen. "Ich will mir die Sache noch überlegen", entgegnete er.

Am anderen Morgen war er fest entschlossen, sich auf den Weg nach Zützen zu machen. Nun wurde für die Reise gerüstet. Christoph nahm Abschied von den Seinen und wanderte los. Was mußte er unterwegs alles sehen! Wie hatte doch der lange schreckliche Krieg die Dörfer mitgenommen! Selten traf er auf dem einsamen, schlechten Weg einen Menschen an. Müde kehrte er am Abend in der elenden Herberge ein und beehrte ein Nachtquartier. Am anderen Tage gings mühsam weiter. Endlich kam er nach Zützen und klopfte bei seiner Schwägerin Anna Priro an. Die war nicht wenig erstaunt, als sie ihren Schwager vor sich sah. Nachdem sich Christoph ausgeruht und auch gestärkt hatte, erzählte er, warum er gekommen war. Anna Priro freute sich, daß ihre Verwandten nach Zützen ziehen wollten; nun konnte sie selbst auch im Dorf bleiben. "Der gnädige Herr Droste, unser Gutherr, wird dir den Hof schon geben, ich will ihn auch darum bitten", sagte sie freudestrahlend, "morgen wollen wir beide ins Schloß gehen und unsere Bitte vorbringen!" Das geschah auch am anderen Tage. Herr Droste war froh, einen neuen Laßkossäten gefunden zu haben und machte mit ihm einen Vertrag, in welchem er Christoph Munko den erledigten Hof des verstorbenen Simon Priro als Laßkossätengut überließ, wie ihn Simon Priro gehabt hatte.

In Kaltenborn warteten unterdessen Frau und Kinder auf die Rückkehr des Vaters. "Ob der Vater nicht bald wiederkommen wird", meinte der kleine Christoph. "Er bleibt doch gar zu lange unterwegs", fügte seine Schwester Anna hinzu. "Vielleicht hat er den Hof in Zützen nicht bekommen, oder er ist von bösen Räufern erschlagen worden", sagte die Mutter und ging traurig an ihre Arbeit. Alle Tage wurde Ausschau gehalten, doch lange Zeit vergebens. Endlich eines Abends kam ein müder Wanderer auf der Kaltenborner Dorfstraße gegangen und trat ins Haus der schon lange Wartenden ein. Es war der ersehnte Vater. Ermüdet, aber doch frohen Herzens begrüßte er seine Familie mit dem Freudenruf: "Ich habe den Hof in Zützen bekommen!"

Am Abend versammelten sich in der niedrigen, kleinen Stube beim Kienspanlicht einige befreundete Männer und ließen sich von Christoph erzählen, wie es draußen im Lande aussah. Da ging ein dauerndes Fragen durch die Reihen. Alle wollten wissen, wie das Kossätengut in Zützen beschaffen war und welche Lasten Christoph hatte auf sich nehmen müssen. Der erzählte ihnen alles, obgleich er schon sehr müde war und sich am liebsten zur Ruhe gelegt hätte. "Der gnädige Herr von Zützen, Herr Droste heißt er, hat mir den Hof meines verstorbenen Schwagers gleich übergeben", fing er an, "das Haus und die Scheune sind wohl etwas baufällig, aber Herr Droste hat mir in dem Laßbrief versprochen, daß er beide Gebäude, sobald es ihm möglich ist, ausbessern werde. Auch genug Acker und Wiesen habe ich bekommen, auch einen schönen Kohlgarten!" - "Was mußst du ihm denn für das Gut in jedem Jahr geben?" fragte der alte Lehmann. "Der gnädige Herr hats mit mir gut gemeint," fuhr Munko fort, "er hat mir die schuldigen Hofdienste bis Weihnachten ganz erlassen, liefern muß ich ihm jährlich einen Taler Steuer und Zins zahlen dazu, zwei Hühner, fünf Eier, zwanzig Groschen Kontribution, $\frac{3}{4}$ Scheffel Puschafer, $\frac{1}{2}$ Scheffel Ebrischbeeren und zwei Stück Garn, eins davon bezahlt er mir mit zwei Groschen. Von Weihnachten ab muß ich in der Woche drei Tage und in der Ernte sechs Tage bei ihm auf dem Gute arbeiten, beim Mähen braucht meine Frau nicht zu helfen. Meine Schwägerin überläßt mir zwei tragende Kühe, eine alte und drei junge Gänse, drei alte Hühner, zwei Stöcke Bienen und die Hälfte der vorhandenen Bienenstöcke und Körbe, eine hölzerne Thine (großes Waschfaß), eine Kapuse (wahrscheinlich ein Bettgestell) und

eine Tafel anstatt des Tisches!“ “Da können wir uns ja freuen, daß wir solchen guten Herrn gefunden haben!“ meinte die Munkin. Alle waren erstaunt, daß Christoph solches Glück gehabt hatte. Noch lange blieben sie zusammen und hörten noch allerlei, bis die Müdigkeit über sie kam. Da machten sie sich auf den Heimweg. Am anderen Tage erzählten sich alle Leute in Kaltenborn, daß Christoph Munko nun Kossät in Zützen sei.

Bald darauf zog die ganze Familie Munko davon, um in der neuen Heimat das Kossätengut zu übernehmen und Herrn Drostes Untertanen zu werden. -----

Jakob Trabizsch wird erbuntertäniger Kossät in Golzig.

Es war am Abend des 7. Dezember 1672. Leise wirbelten die Schneeflocken herab und kleideten die Erde weiß ein. Jakob Trabizsch saß recht zufrieden in seiner Stube und plauderte mit seinem Freund Martin Laschke. Sein Ehefrau, die Anna, spann Flachs, damit er wieder seinem Leineweberhandwerk nachgehen konnte. Ungeduldig rückte Martin auf seinem Schemel hin und her. Heute vormittag war nämlich Jakob auf dem adligen Hofe des Herrn von Schlieben in Golzig gewesen. Da muß doch etwas ganz besonderes vorgefallen sein! Der Herr Pfarrer Büttner aus Casel und ein hoher Gerichtsherr aus Lübben hatten sich ebenfalls beim Herrn von Schlieben eingefunden. “Was hast du denn heute auf dem Hofe gewollt?” fing Laschke endlich an, als er seine Neugierde nicht mehr meistern konnte. “Wir haben einen Vertrag abgeschlossen,” antwortete Jakob, “von heute ab bin ich nicht mehr Laßkossäte wie ihr anderen alle, sondern Erbuntertan der Herrn von Schlieben!” “Nun können wir von unserm Kossätengut nicht mehr davongejagt werden”, fügte Frau Anna freudestrahlend hinzu, “wir, unsere Kinder und Kindeskinde dürfen nun hier in Golzig bleiben!” “Der gnädige Herr hat auch versprochen, mir die bis vergangenen Michael versessenen Dienstgelder, Steuern und Erbzinsen zu erlassen und mir beim Aufbau einer Scheune zu helfen,” fuhr Jakob fort. “Das hat er aber doch nicht umsonst getan?” fragte Martin erstaunt. “Nein, ich zahle ihm auf Michael jedes Jahr vom nächsten mit Gott herannahenden Jahre 1673 ab vier Taler Dienstgeld, einen Taler Kontribution (Steuern) und zwölf Groschen Erbzins”, gab ihm der glückliche Trabizsch zur Antwort. “Das wollen wir gerne tun und dem gnädigen Herrn allezeit gehorsame Untertanen sein und bleiben!” setzte Matthes, Trabizschens Sohn, der eben in die Stube getreten war, hinzu. “Matthes, bring uns die Kanne Bier mal her. Ich hab sie zur Feier des Tages aus der Gutsbrauerei mitgebracht. Heute wollen wir mal zusammen trinken, weil wir so glücklich sind!” Erst spät begab sich Martin Laschke nachdenklich nach Hause. Jakob aber und die Seinen konnten lange noch nicht einschlafen. -----

Bauernelend im 18. Jahrhundert.

Man schrieb das Jahr 1764. In Kasel war Kirmes. Der Dorfrichter Hans Bröske hatte seine Freunde eingeladen. Es hatten sich bei ihm der Bauer George Winkler aus Liedekahle, der Pfarrbauer Martin Schmettgen aus Krossen, der Schöppe Christian Bernhard aus Falkenhain, der Pfarrbauer George Damian aus Jetzsch und der Bauer George Hampusch aus Golzig eingefunden, um ihm beim Verzehren der Kirmesgänse zu helfen. Nach der Mahlzeit saßen sie um den wärmenden Kamin. Sie plauderten ehe sie zum Tanz in den Krug gingen. “Christian, erzähl uns doch, warum ihr euch über euern Gutsherrn, den Herrn von Fleming, bei der Oberamtsregierung in Lübben beklagt habt,” begann Hans Bröske. “Ja, erzähle, erzähle!” riefen die anderen. “Unser Gerichtsherr, Gustav von Fleming”, fing Bernhard an, “bedrückt uns seit Ende des letzten Krieges immer mehr. Bisher gingen wir immer zur Arbeit auf den Hof, wenn früh die Schweine ausgetrieben wurden, frühestens um 6.00 Uhr, jetzt aber läßt er die Schweine schon gleich nach Sonnenaufgang mit dem Hornvieh zu gleicher Zeit austreiben und verlangt von uns, daß wir im Sommer dann schon zur Arbeit kommen. Dadurch wird unsere Arbeitszeit auf dem Hofe um einige Stunden verlängert, auch die Mittagspausen verkürzt er uns, wir dürfen nicht mehr nach Hause gehen zum Essen, wir müssen in kaum einer halben Stunde unser mitgenommenes Essen in aller Hast verzehren und gleich wieder an die Arbeit gehen!” “Unser Gerichtsherr hat sogar den Seiger vorstellen und nachher anhalten las-

sen, damit wir länger auf der Hofarbeit bleiben müssen,” fuhr Brösske dazwischen. “Die Hofdienste sind kaum zu ertragen”, wandte Damian ein, “bei uns in Jetzsch müssen die Untertanen jahraus, jahrein alle Tage zu Hofe dienen, die Nacht sogar noch zu 1½ Stück das Garn spinnen, ich als Pfarrbauer muß bei der Pfarre in Zieckau Hofedienste leisten, außerdem noch 36 Tage im Jahre unserer Gutsherrschaft in Jetzsch!” In großer Erregung berichtete der Pfarrbauer Schmettgen: “Was denkt ihr, wie es mir vor fünf Jahren, als noch Krieg war, mit den Hofediensten ergangen ist? Der Pfarrer hat mich mit dem Pfarracker an den Obersteuereinnehmer Hans von Karras verpachtet. Nur zwei Tage in der Woche brauchte ich dem Pfarrer Hofedienste zu leisten, von Kriegsführen war ich als Pfarrbauer frei. Der Herr von Karras verlangte von mir, daß ich eine ihm auferlegte Kriegsführe machen sollte und versprach mir, den Schaden, den ich unterwegs erleide, zu ersetzen. So fuhr ich mit vier Pferden von Krossen nach Calau, dann nach Forst, nach Cottbus, nach Guben, Fürstenberg, Müllrose, Frankfurt, Beeskow, Friedland, Lieberose, Peitz, Cottbus, Spremberg, Hoyerswerda, Königsbrück und Dresden. Nach sieben Wochen kam ich endlich nach Krossen zurück. Unterwegs haben meine beiden Stuten verworfen, da sie zu sehr geschunden wurden und wenig Futter bekamen. Zwei Pferde krepiereten noch, die andern beiden waren ganz unbrauchbar geworden. Als ich nun den Schaden ersetzt haben wollte, bekam ich nichts, ich mußte mir für mein Geld andere Tiere kaufen. Die versäumten Tage Hofedienst wurden mir auch nicht erlassen, ich mußte alles nachholen. Auf meinem Hof war die Arbeit natürlich liegen geblieben.” “Wenn wir bloß die Hofedienste loswerden könnten”, scholl es wie aus einem Munde durch die kleine, niedrige Stube, “es ist nicht mehr zum Aushalten!” “Und dann noch die schlechte Behandlung, die wir uns von den Gutsbesitzern gefallen lassen müssen”, fuhr George Winkler aus Liedekahle fort, “unser Gutsherr, der Kammerrat Johann Peter Köhler in Golßen, hat sogar vor einigen Jahren an den Kurfürsten geschrieben, daß es durchaus recht und Landesobservanz gemäß sei, wenn die Untertanen ihre Dienste nicht gebühlich verrichten, sie mit gehörigem Dienstzwang, ja auch mit einer Karbatsche (Peitsche aus geflochtenen Riemen) zur Arbeit angehalten werden können.” “Wir werden schlechter als das Vieh behandelt”, rief Hampusch aus, “Hans Ernst von Schlieben, unser Gutsherr, hat vor einiger Zeit Hans Klausens Sohn, als er Streuling lud, mit der Harke geprügelt, daß die Ochsen darüber scheu wurden und die Stränge zerrissen, auch Hans Urbans Weib ist mit der Karbatsche geschlagen worden, daß sie einige Tage krank war. Christoph Stiehler wurde krummgeschlossen, die rechte Hand an den linken Fuß und die linke Hand an den rechten Fuß, weil er sich einige Zacken aufgelesen hatte.” “Ich weiß noch etwas viel Schlimmeres zu berichten”, sagte Winkler, “mein Vater hat mir erzählt, daß vor ungefähr vierzig Jahren er und die anderen Liedekahler Untertanen in Golßen vom Gutsherrn mit der Karbatsche braun und blau geschlagen und in die scharfe Klause, in der kein Mensch aufrecht stehen kann, gesperrt worden sind, weil sie sich die Verlängerung der Hofedienste von 6 Uhr früh bis eine Stunde nach Sonnenuntergang nicht gefallen lassen wollten. Dieskens Knecht ist an den Haaren herumgetreckt und hart geschlagen worden. Mein Vater wurde, als er in der Klause tödlich krank geworden war, herausgeholt und in Eisen geschlossen und erst am andern Tage wieder freigelassen.” “Und was die Herrschaften sich sonst noch alles erlauben! Schliebens Schießjunge hat vor Jahren auf freier Weide mein schönes Fohlen ganz lahm und meinen Hund aus meiner Scheune heraus totgeschossen”, schrie Hampusch erregt dazwischen, “seine Puten - vor etlichen Jahren mal acht Schock junge und ein Schock alte - läßt er auf unsere Saat treiben, die wird dadurch grausam ruiniert. Ebenso treiben sich seine Schafe den ganzen Winter auf unserer Saat umher. Als wir uns darüber beklagten, bekamen wir zur Antwort: Ihr Schelmen, geht an den Galgen! Wegen eurer Saat werde ich mir die Schäfererei nicht verderben!” - “Zu allem Unglück ist der Gutsherr auch unser Gerichtsherr, er kann mit uns machen, was er will”, setzte Brösske das Gespräch fort, “der frühere Herr von Uttenhof hat uns einen großen Teil unserer Weide weggenommen, die Baaske ganz und die Alterföhrde zum Teil. Daraus hat er Wiese für sich gemacht. Im großen Luch läßt er uns unsere Ochsen auch nicht mehr weiden; vor einigen Jahren hat uns sein Pfänder Michael Lehmann dort 13 Ochsen gepfändet und in den Pfänderstall auf dem Gutshof bringen lassen. Den letzten hat er erst nach sechs Wochen wieder herausgegeben und von uns 43 Taler Kosten verlangt. Unsere Beschwerde bei der Oberamtsregierung hat nichts genutzt. Das Holz, das wir zu bekommen haben, ist er uns auch schuldig geblieben. Wie sollen wir denn da unsere Abgaben leisten können?” “Man saugt uns

hier bis aufs Blut aus und fragt nicht danach, ob wir bestehen können”, rief Bernhard wütend und ballte seine Faust. Alle stimmten zornig zu. Immer lauter wurde es in der Stube. Und Damian erzählte, wie es den Jetzcher Kossäten erging, als sie den Herrn von Schlieben um etwas mehr Acker baten, damit sie ihre Abgaben bestreiten könnten. Ihr braucht nichts weiter als Wasser, Salz und Brot, ich aber muß Wein trinken, hatte ihnen der gnädige Herr zur Antwort gegeben. Und er hat doch soviel Acker, daß er nicht einmal alles bestellen lassen kann. Die Viehweiden hat er ihnen auch beinahe alle weggenommen und zu seinen Wiesen geschlagen. Einige Bauerngüter hat er eingezogen, den übrigen legt er aber die Lasten der eingezogenen mit auf. Holz will er auch nicht mehr geben!” “Dann geht es euch ebenso wie uns”, fügte Hampusch hinzu, “uns schmälert er auch von Zeit zu Zeit das Revier, wo jeder seinen Streuling harkt, oder er läßt vorher den Streuling wegarken und verkauft ihn, wie neulich an die Schiebsdorfschen. Das eingegangene Kopfgeld behält er ganz für sich, obgleich wir ein Drittel davon zu bekommen haben, aber die von uns zu zahlenden Michaeliszinsen erhöht er!” “Bisher mußten wir auf einen halben Tag sechs Bund Flachs schwingen, neulich verlangt unsere Gnädige von meiner Frau 8 und noch ½ Bund zu schwingen. Und als mein Weib ihre sechs Bund abgeschwungen hatte, ist sie fortgegangen. Da ist ihr die Frau von Fläming bis vor den Hof nachgelaufen, hat sie ins Genicke und ein paarmal vors Herze geschlagen, daß ihr der Odem fast entgangen ist, und verlangte, daß sie die zwei ein halb Bund auch noch abschwingen sollte”, brachte der Falkenhainer erregt hervor. “Die dauernde Erhöhung der Abgaben und die Schmälung der Einkünfte bringt uns an den Bettelstab. Dazu kommt noch die ungerechte Kontribution. Wir 13 Kossäten müssen halb soviel bezahlen wie unser Gutsherr, er aber hat 40 Malter Winteraussaat, wir alle zusammen nur 9 Malter Luckauer Maß.” (1 Malter = 10 Ztr.) “Die letzte Kuh wird uns noch aus dem Stall geholt, wenn das so weitergeht!” “Die Herrschaft hat kein Erbarmen; wir mußten, als wir um Erleichterung baten, die schrecklichen Worte hören: Ihr könnt gehen, für euch ist von mir keine Gnade künftig zu erwarten. Wir fielen auf die Knie und baten, uns doch keinen Erlaßbrief zu geben, da wir dann ja betteln gehen müßten!” “Und doch ist der Bettelsack erträglicher als solch ein elendes Leben”, meinte Damian, “in Jetzsch sind in den letzten Jahren 50 Leute heimlich fortgelaufen und haben alles im Stich gelassen, weil sie es nicht mehr länger aushalten konnten. Die preußische Grenze ist ja nicht weit!” - In der Stube war es sehr laut geworden. Alle hatten sich in Wut geredet. Jeder war empört über diese Zustände. Da trat die Brösskin herein und setzte eine Kanne Bier aus der Caseler Brauerei auf den Tisch. “Nun trinkt mal, ihr habt jetzt lange genug spektakelt, im Krug hat schon der Tanz begonnen!” Das ließen sich die Männer nicht zweimal sagen; aber die Verbitterung ließ sich nicht so leicht herunterspülen.

1764 machte der Herr von Schlieben aus Jetzsch die Oberamtsregierung in Lübben auf die Gärung aufmerksam, die sich in fast allen Orten des Landes unter den Landleuten bemerkbar machte. Eine Umwälzung bereitete sich vor, die sich dann in den Stein'schen Reformen auswirkte.

Wie die Golziger Kossäten von ihren Lasten befreit wurden.

An einem schönen Oktobertage des Jahres 1823 erschien in Golzig auf dem Gutshof der Kommissarius der Königlichen Generalkommission in Soldin, um die Verhandlungen über den Wegfall der Hofdienste und anderen Lasten zu beginnen. Da ging ein Aufatmen durch die Reihen der Untertanen, hatten sie doch schon vor zwei Jahren den Antrag nach Soldin geschickt und seit dieser Zeit sehnsüchtig gewartet. Die Regierung hatte endlich gestattet, daß auf Antrag die Lasten abgelöst werden sollten. Warum dauerte es so lange? Hatte man sich an hoher Stelle wieder anders besonnen? - Nun war es endlich so weit. Am nächsten Tage wurden die 13 Golziger Kossäten auf das Gut in die Gerichtsstube geladen. Sie erschienen auch alle. Der Herr Kommissarius begrüßte sie freundlich und schrieb ihre Namen auf. Dann machte er ihnen den Vorschlag, drei Vertreter zu wählen, damit nicht immer alle 13 zu den Verhandlungen zu erscheinen brauchten; denn die Verhandlungen würden sehr, sehr lange dauern. Damit waren sie einverstanden. Sie wählten zu Vertretern

den Richter George Franke, den Gerichtsmann Gottlob Franke und den Kossäten Gottlieb Drewitz. Nun unterschrieben alle 13 die Verhandlungsniederschrift; dabei mußten 7 drei Kreuze machen, weil sie ihren Namen nicht schreiben konnten. Die Vertreter blieben da, und die andern konnten wieder nach Hause gehen. Es wurde nun weiter verhandelt. Der Kommissarius wollte genau wissen, welche Dienste und Lieferungen sie dem Gutsherrn schuldig waren. Der Dorfrichter Franke berichtete: Wir dreizehn Kossäten, jeder hat vom Gut ein erbliches Kossätengut. Auf unseren Höfen sind keine herrschaftlichen Gebäude. Wir haben im Bauernbusch eine eigene Holzung, die uns unser Brennholz gibt. Im herrschaftlichen Kiefernwald dürfen wir außerdem trockenes Holz für unseren Bedarf lesen, in einem Teil des Waldes auch Streuling für unser Vieh harken. An zwei Tagen im Monat wird uns auch gestattet, Kien zu graben. Dem Gutsherrn müssen wir jährlich zwei Reichstaler 12 Groschen Termingeld zahlen. (1 Reichstaler = 30 Groschen, 1 Groschen = 12 Pfennige). dann müssen wir ein Stück Garn von herrschaftlichem Werg spinnen, von unsern Gänsen die achte liefern und in der Woche an 4 Tagen mit der Hand Dienste verrichten, zu welcher Arbeit wir auch bestellt werden. Die Arbeitszeit dauert von Mariä Verkündigung (25.3.) bis Michaelis (29.9.) von morgens 7 Uhr bis Sonnenuntergang bei 2 Stunden Mittag und während der Zeit vom Luckauer Pfingstmarkt bis zum Luckauer Kirmesmarkt eine Stunde Vesper noch außerdem. Die Herrschaft gibt uns während der Erntezeit, wenn wir mit der Hacksense (größere Sichel) arbeiten, jedem Mäher täglich eine Kanne Bier (etwas mehr als ein Liter). - Der anwesende Inspektor Trepte bestätigte die Angaben des Richters. Und weiter fragte der Kommissarius: "Wieviel Steuern müßt ihr Kossäten denn bezahlen?" Drewitz gab Bescheid: "Wir haben Steuern an den Staat, an die Pfarre und an die Schule zu geben. An den Staat sind Portions- und Rationsgelder, ordinäre und extraordinäre Milizgelder, die landesherrliche Kontribution, die Landes- und Kreisanlagen zu zahlen. Wir geben jeder gleich viel, alle zusammen jährlich 78 Taler 19 Groschen und 8 Pfennige. Die Pfarre und die Schule erhalten nur von George Schiemann und Gottfried Kläge Roggen, jährlich von jedem einen Scheffel (etwa 84 Pfund). Wir andern haben dorthin nichts zu geben!" "Außerdem müssen wir alle 13 die auf Golzig kommenden Kosten zu den Pfarr- und Schulbauten tragen," fuhr Franke fort, "dazu gibt das Gut nichts! Auch alle anderen Lasten in der Gemeinde müssen wir allein auf uns nehmen, das Gut gibt nur den Teil, der auf die neun wüsten, vom Gut eingezogenen Kossätenwirtschaften kommt. Wir haben an Gemeindelasten die Ausbesserung und den Bau von Wegen, Räumung der Gräben und des Berstefließes, Einhegung der Viehtriften, Unterhaltung des Nachtwächters, Anhaltung und Verhaftung der Verbrecher, Transport der Verbrecher und Landstreicher, Deserteurwache, Botenlaufen bei Militärmärschen, die Ausbesserung der Wegweiser, und bei Feuer müssen wir die Mannschaften stellen." Der Kommissarius fragte weiter, wo ihre Äcker und Wiesen lägen. Sie berichteten ihm, daß alles durcheinanderliegt, Gutsland und Kossätenland, hier ein Stück, das andere da. Das Vieh wurde gemeinsam gehütet. Dazu wurde von Gut und Kossäten ein Dorfhirte angestellt. "Das soll nun alles anders werden", sagte der Kommissarius, "die Hofdienste und Lieferungen sollen wegfallen, das gemeinsame Hüten des Viehs muß aufhören, eure Äcker und Wiesen werden zusammengelegt werden. Darum wollen wir zunächst Äcker und Wiesen vermessen und jedes Stück bonitieren, d.h. nach dem Wert abschätzen. Ich werde einen Vermesser bestellen, ihr aber müßt einen Anweiser von euch wählen, der dem Vermesser die Stücke zeigt und Bescheid gibt, wem sie gehören. Das Gut wird euch einen Anweiser stellen." Die Verhandlung war vorläufig zu Ende. Am Abend waren alle beim Schenker versammelt und sprachen noch einmal die ganze Angelegenheit durch. Kossät Friedrich Lehmann wurde Anweiser. Der Gutsherr bestimmte den herrschaftlichen Hausmann Gottfried Beyer dazu. Beide Anweiser wurden am andern Tage dem Kommissarius vorgestellt und von ihm für ihr Amt verpflichtet. Darauf reiste der Kommissarius wieder ab. Die Kossäten warteten den ganzen Winter über auf den Vermesser. Der Winter verging, aber man hörte nichts mehr von dem Kommissarius und auch nichts von dem Vermesser. Da zweifelten die Golzinger bald daran, daß aus der ganzen Auseinandersetzung mit dem Gute überhaupt noch etwas werden würde. Anfang Mai kam plötzlich die Kunde, daß sich der Kommissarius in Waltersdorf bei Luckau aufhalte. Da mußte George Schiemann mal hinlaufen und sich nach der Fortsetzung der Verhandlungen erkundigen. Er bekam dort die freudige Nachricht, daß der Vermesser bestellt sei und schon in den nächsten Tagen in Golzig eintreffen werde. Der Kommissarius hatte sehr viel Arbeit, da ja

alle Dörfer den Antrag auf Auseinandersetzung gestellt hatten. Schiemann brachte die frohe Nachricht nach Golzig, und die Arbeit auf dem Gute wurde mit weniger Unwillen getan. Sie hofften alle, daß es das letzte Mal sein würde. Nach einigen Wochen kam der Vermesser. Die beiden Anweiser zeigten ihm die einzelnen Acker- und Wiesenstücke. Einige Kossätensöhne halfen beim Ziehen der Ketten, damit jedes Stück genau vermessen wurde. Der Vermesser fertigte eine Karte von der Feldmark Golzig an. Jede vermessene Fläche wurde eingezeichnet. Diese Arbeit dauerte fast den ganzen Sommer des Jahres 1824.

Nach Beendigung der Vermessung ging es an die Bonitierung. Das Gut hatte sich den Boniteur Jurkan aus Wercho bestellt, die Kossäten den Lehnrichter Poeschke aus Wierigsdorf. Am 13. Oktober 1824 fanden sich der Kommissarius, die Boniteure, der Vermesser und die beiden Anweiser ein; die Bonitierung begann. Die Acker- und Wiesenstücke wurden nach ihrem Wert abgeschätzt und in die von dem großen Landwirt Albrecht Daniel Thaer aufgestellten 10 Bodenklassen eingeordnet. Es fand sich, daß Klasse 5 in Golzig die beste Bodenklasse war, aber auch Klasse 10 war vorhanden. Die Wiesen wurden in zweischnittige mit 14-9 Ztr. und in einschnittige mit 14-5 Ztr. Heuertrag eingeteilt. Am 21. Oktober war die Bonitierung beendet.

Ende Mai 1825 erschien der Kommissarius wieder in Golzig. Es konnte nun zur Auseinandersetzung mit dem Gute geschritten werden. Der Gutsherr und die 13 Kossäten schlossen einen Vergleich, den man Rezess nennt. Dieser Rezess wird noch heute beim Bürgermeister aufbewahrt. Die Kossäten traten dem Gute $\frac{2}{5}$ ihrer Äcker und $\frac{1}{3}$ ihrer Wiesen ab. Dafür übergab ihnen der Gutsherr von Weihnachten 1825 ab ihre bisher laßweise gehalten Höfe, Gärten, Äcker und Wiesen als freies Eigentum. Sie durften von jetzt ab ihre Besetzung vergrößern, verkleinern und verschulden. Auch die Hofdienste und Lieferungen hörten auf. Die Steuern an Staat, Pfarre und Schule übernahm für die abgetretenen Teile der Gutsherr. Die Kossäten brauchten nur noch 50 Taler 8 Groschen Staatssteuern und je 1 Scheffel und $3\frac{1}{2}$ Metzen Korn an Pfarre und Schule zu zahlen. Die Gemeindelasten blieben zum größten Teil bestehen, einiges wurde fortan mit dem Gute gemeinsam erledigt. Nun mußte jeder allein für sein Bestehen sorgen. Der Gutsherr lieferte nicht mehr das Material zum Gebäudebau, es gab von ihm keine Unterstützung, wenn eine Kuh starb oder ein anderes Unglück vorkam. Alles, was sie seit 1821 an Baumaterial erhalten hatten, mußten sie bis Weihnachten 1825 zurückzahlen oder im Jahre 1826 abarbeiten. Ein Manneshandtag wurde dann mit $7\frac{1}{2}$, ein Frauenhandtag mit 5 Groschen berechnet. Das meiste hatte der Kossät Thuer zurückzuzahlen, nämlich 10 Taler 23 Groschen 9 Pfennige. Doch war das immer noch nicht so schlimm wie in Kasel, wo die Kossäten Grunert und Garent je 108 Taler 15 Groschen schuldig waren. Der Gutsherr behielt sämtliche Ehrenrechte, also die Gerichtsbarkeit, die Polizeigewalt über die Bewohner des Dorfes und deren Familien und Dienstboten, das Patronatsrecht, die Jagd und die Straßengerechtigkeit. Die gemeinsame Hutung hörte auf. Die Kossäten erhielten das Hirtenhaus als gemeinsames Eigentum und über 200 Morgen Busch, Hutung und Wiese zur weiteren gemeinsamen Behütung. Der Kommissarius wollte sie dazu bewegen, doch auch unter sich die gemeinsame Behütung aufzugeben. Aber sie konnten sich an die Stallfütterung nicht so schnell gewöhnen und ließen daher den alten Zustand vorläufig noch unter sich bestehen.

Zuletzt fand die Neuverteilung des Ackers und der Wiese statt. Das Gutsland lag fortan für sich, ebenso das Gemeindeland. Beide wurden durch eine Linie voneinander getrennt, das war die Separationslinie. Die Kossäten erhielten ihren Acker dicht beim Dorf in drei Plänen, die Wiesen in zwei Plänen. Jeder Plan wurde in 13 gleiche Teile nach dem Wert, nicht nach der Größe, geteilt, mit Nr. 1-13 versehen und durch Pfähle mit Grenzhäufen abgesteckt. Nachdem sich sämtliche Kossäten an Ort und Stelle davon überzeugt hatten, daß jedes Stück den gleichen Wert hatte, fand am 11. August 1825 die Verlosung statt. Es wurden 13 Lose in einen Hut gelegt und die einzelnen Grundstücke verlost. Jeder hatte gleichviel an Wert erhalten, und alle waren zufrieden. Da viele Grundstücke durch diese Zusammenlegung und Separation in anderen Besitz übergingen, wurde vereinbart, daß alles darauf stehende Holz vom bisherigen Besitzer geschlagen und mit allen Wurzeln ausgerodet werden sollte, damit unbewachsene Acker- und Wiesenflächen übernommen werden konnten. Die Eichen beanspruchte der Gutsherr alle für sich, während das andere Holz sich jeder bisherige Besitzer der Fläche nehmen durfte. Als alle den aufgestellten Vergleich unterschrieben hatten,

war die Auseinandersetzungsverhandlung zu Ende. Alle 13 Kossäten kehrten in ihr freies Eigentum als freie Landwirte zurück. Am 15. April 1828 wurde der Rezess von der Regierung in Frankfurt a.O. bestätigt.

Die Entstehung des Kreises Luckau in seinem heutigen Umfang.

Im Wiener Kongress 1815 war bestimmt worden, daß das im Befreiungskrieg mit Napoleon verbündet gewesene Sachsen zur Strafe einen großen Teil seines Landes an Preußen abzutreten habe, so auch die Niederlausitz. Nach der Einverleibung der abgetretenen Gebiete in Preußen nahm Preußen eine Neueinteilung des Landes und eine Neuabgrenzung der Verwaltungsbezirke vor.

Der Luckauer Kreis umfaßte bis 1816 1.) das Gebiet um Luckau mit den jetzt zum Calauer Kreise gehörenden Dörfern Craupe, Radendorf, Glichow, Großjehser, Bathow und Lichtenau, 2.) den Norden des Kreises und 3.) die drei Standesherrschaften Dobrilugk, Drehna (Fürstl.D.) und Sonnewalde. In dem Gebiet um Luckau lagen verschiedene Teile anderer Kreise (Enclaven). Dem Luckauer Kreis wurden 1816 zu seinem Gebiet zugeschlagen 1.) das Amt Finsterwalde, 2.) die im Luck. Kreis gelegenen Enclaven des Beeskower Kreises (Kaden, Alteno und ein Teil von Kreblitz), 3.) die Enclave des Cottbuser Kreises (Teil des Dorfes Schlabendorf) und 4.) das bisher zum Amt Schlieben gehörende Dorf Rüdingsdorf. Dagegen mußte der Luck. Kreis 1816 abgeben 1.) an den Lübbener Kreis Frauenberg, 2.) an den Jüterbogker Kreis die Güter Falkenberg, Kemnitz, Wentdorf, Mahlsdorf und Zesch.

Später wurde eine nochmalige Veränderung der Kreisgrenze vorgenommen. Am 1. Januar 1836 erhielt der Kreis Luckau die Dörfer Falkenberg, Kemnitz und Wentdorf wieder zurück, mußte aber Drochow, Craupe und Radensdorf an den Calauer Kreis abtreten. Auch Glichow, Bathow, Großjehser und Lichtenau kamen nach 1816 zum Calauer Kreis.

Somit war der Kreis Luckau in seinem heutigen Umfang gebildet.

Bis zum Jahre 1815 standen an der Spitze der fünf Niederlausitzer Kreise Luckau, Lübben, Calau, Guben und Spremberg die Landesältesten, welche die Stände (1. Prälaten, 2. Standesherrn, 3. Ritter und 4. Vertreter der vier Städte Luckau, Guben, Lübben und Calau) aus ihrer Reihe wählten. Die preuß. Regierung übertrug die Verwaltung der Kreise Landräten. Die fünf Landesältesten amtierten als Landräte weiter. Nach ihrem Tode ernannte der preuß. König von drei ihm von den Ständen vorgeschlagenen Adligen einen zum Landrat des Kreises. Die Stände hatten also das Landratswahlrecht verloren.

Im Jahre 1816 wurde aus Teilen des Gubener Kreises und benachbarter der sechste Niederl. Kreis Sorau gebildet.

Mit dieser Neuordnung waren die Stände nicht zufrieden, doch mußten sie sich fügen. Die Zeit hat diese Wunde geheilt, heute betrachtet man den damals geschaffenen Zustand als eine Selbstverständlichkeit.

Ein Schulmeister wird angestellt.

Der bisherige Schulmeister in Jetzsch, Johann Gottlieb Stahmann, war gestorben. "Unterschiedene feine Subjekta" hatten sich zur Übernahme der freigewordenen Stelle bei dem Gerichtsherrn und Kirchenpatron, dem Herrn von Schlieben, gemeldet. Schließlich aber war der Sohn des Verstorbenen angestellt worden. Er hatte bei dem Pfarrer in Zieckau, Israel, die Prüfung abgelegt und gezeigt, daß er dem Schulamt in Jetzsch wohl vorstehen konnte. So wurde er also angestellt. Eben war er bei dem Herrn von Schlieben gewesen und hatte dort seine Anweisungen entgegengenommen. Nun saß er in seiner Stube und bedachte noch einmal, welche Pflichten er erfüllen mußte

und welche Rechte ihm zustanden. Das stand alles in der Küsterbestallung, die ihm feierlich überreichte worden war. Zum größten Teil war ihm vom Vater her alles bekannt: "daß er verbunden sei, die Pflicht und Schuldigkeit eines treuen Schulmannes und Lehrers auf Seele und Gewissen wohl in Acht zu haben", -- "hiernächst hat er mir als Herrschaft allen schuldigen Gehorsam, Liebe und Respekt nebst den Meinigen zu erweisen", -- "nach Anordnung der Herrschaft auf gut lutherische Weise den Gottesdienst durch Predigtlesen und Gesänge zu verrichten", -- "in eigener Person Schule halten" -- ja, so war es bei seinem Vater auch gewesen. Was sollte er nun bekommen? Aha, da stand es: "Deswegen ihm denn nun zu seinem Unterhalte von der Herrschaft und sämtlichen anwesenden Gemeinde versprochen wird:

1.) 22 Scheffel Luckauisch oder 11 Scheffel Dresdener Maß gutes Korn jährlich von Michaelis bis dahin gefällig, welches dergestalt aufzubringen ist, daß jedes besetzte Bauerngut 1 Scheffel, ebenso Müller Jakob und Pusemanns, jedes besetzte Kossätengut aber nur ½ Scheffel beizutragen hat. Das an den 22 Scheffeln fehlende Korn wird durch die Herrschaft, auf die Wüstungen verrechnet, entrichtet.

2.) Gibt ein jeder angesessene Bauer von gut gebackenem Mittel- oder Hausbrot 13 Pfd., desgleichen Müller Jakob und Pusemann. Die übrigen Kossäten aber jeder ½ Brot zu 6½ Pfd.

3.) Wenn er mündlich zur Hochzeit die Gäste einladet, bekommt er von der Braut 1 Groschen und das Schnupftuch, auch das Frühstück. Bittet er aber auf andere in der Meile liegende Dörfer, so hat er zusammen 6 Groschen zu fordern. Ist es aber 1 Meile und darüber und sollen Briefe verfertigt werden, so hat er für jeden 1 Groschen zu empfangen. Bei der Hochzeit genießt er nebst seiner Frau die Mahlzeit. Wenn er bei der Lesung der Predigt statt des Pfarrers das Aufgebot mitverliest, hat er von den Brautleuten deshalb nichts zu fordern.

4.) Das Gevatterbitten durch Briefe soll jeder Untertan mit 6 Pfennigen, jeder Deputant, Hausmann oder Handwerker aber mit 1 Groschen bezahlen. Er hat auch der Speisung nebst seiner Frau mitzugenießen. Wer aber armuthalber solche nicht geben kann, von dem soll er es nicht fordern. Bei dem Kirchgang gibt ihm die Wöchnerin 6 Pfennige. Ist es aber ein unehrlich Kind, so sollen ihm 6 Groschen ohne die Gevatterbriefe, die außerdem mit 1 Groschen für jeden bezahlt werden müssen, entrichtet werden. Für eine Nottaufe, wenn er dabei gebraucht wird, müssen 2 Groschen gegeben werden.

5.) Bei der Kommunion eines Kranken, wenn er dabei gebraucht wird, bekommt er 6 Pfennige

6.) Bei den Begräbnissen, wenn er dabei eine Leichenpredigt und Abdankung gehalten hat, und für das Läuten und Singen 6 Groschen, für die Abdankung allein 3 Groschen.

7.) Bei hoher Landessteuer oder Absterben der Herrschaft und deren Familie muß er die gewöhnliche Zeit umsonst läuten; jedoch soll von der Gemeinde jedesmal eine Person mitzuhelfen verbunden sein.

8.) An den Ostertagen hat er von jedem Untertanen zwei frische Eier zu bekommen.

9.) Für die Information der Kinder, die lesen lernen, wöchentlich von jedem Kind 3 Pfennig.

10.) Das Brennholz muß er sich zwar selbst erkaufen, und erbietet sich hierbei die sämtliche Gemeinde, dem Gottesdienst zu Ehren und ihrer Jugend zum besten Beispiel, ihm jährlich aus gutem Willen 6 Holzfuhren zu tun.

11.) Den Turmzeiger hat er fleißig in acht zu nehmen und richtig zu stellen, dafür ihm denn ½ Scheffel von der Herrschaft und ½ Scheffel von der Gemeinde jährlich gegeben werde.

12.) Wird ihm zu seiner Nutzung angewiesen und eingeräumt ein gut ausgebautes Wohnhaus mit 4 Fenstern, Ofen, Türen und Stalle, welches er samt dem Garten mit guten Obstbäumen, Acker und Gras wohl umzäunet erhalten hat, wobei denn verstattet worden, 2 Kühe und 1 Schwein zu halten und nach gewöhnlich entrichteter Schutt von dem Hirten zu treiben.

13.) Wie denn die Herrschaft hiernächst noch aus gutem Willen ohne ein beständiges Recht davon zu haben, und solange er in seinem Dienste sich wohl aufführen wird ein besonderes Stück Acker zu 1 Scheffel Korn Aussaat angewiesen, welches er nach gefallen zu bestellen und zu nutzen haben soll."

Nun ja, wenn recht viele Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse waren, wird sich damit wohl auskom-

men lassen. Und außerdem hatte er den Acker. Damit legte er die Bestallung sorgfältig in die Lade und ging an seine Arbeit. 27 Jahre später stellte ihm der Pfarrer Götze in Zieckau das Zeugnis aus, daß er sich bei "sorgfältiger Wahrnehmung mit ununterbrochenem Fleiße gezeigt und zu erkennen gegeben habe".

Das Baruther Tal.

Durch den Norden unseres Kreises zieht sich von Lübben nach Baruth hin eine Niederung. Im Süden reicht sie bis Niewitz, Schiebsdorf, Golzig und Zützen. Zwischen Golßen und Baruth erstreckt sie sich bis an den Fuß des Flämings. Am Nordrande, der von Radeland, Dornswalde, Staakow, Bahnhof Brand in der Richtung auf Hartmannsdorf verläuft, geht die Niederung in eine zu den Bergen südlich von Teupitz und bei Kraussnick allmählich ansteigende Sandfläche über, die "Sander" genannt wird.

Die Niederung hat in nordsüdlicher Richtung eine nur geringe Ausdehnung. Von Schiebsdorf bis zum Brand sind es 10 Km. In ostwestlicher Richtung dagegen erreicht sie eine Länge von über 300 km. Wir haben nämlich in unserm Kreise nur einen Teil des Glogau-Baruther Urstromtales, das im Süden der ehemaligen Provinz Posen beginnt und über Glogau, Forst, Cottbus, den Spreewald, Lübben, Baruth, Treuenbritzen, Brück in der Richtung auf Brandenburg verläuft, wo es sich in der weiten Ebene des Havel- und Elbegebietes mit anderen, nördlicher gelegenen Haupttälern vereinigt.

In dem ebenen Boden der Urstromtäler lassen sich zwei Talstufen unterscheiden, eine etwas höhere, die als Ackerland genutzt wird oder Kiefernwald trägt, und eine tiefer liegende, auf der sich Wiesen ausbreiten oder Busch befindet. Je nach dem die eine oder andere Talstufe vorherrscht, zeigt das Urstromtal entweder mehr Ackerland und Kiefernwald oder Wiesen und Erlenbruchwald. Der Spreewald mit seinen Wiesen und Erlenbruchwäldern liegt im Bereich der unteren Talstufe. Wie die obere Talstufe aussieht, zeigt das Gebiet zwischen Waldow, Rietzneuendorf und Staakow.

Die höchsten Erhebungen im Urstromtal sind die Dünen. Ein großes Dünengebiet lehnt sich an den Fläming an. Sein Nordrand erstreckt sich von Baruth über Glashütte bis Friedrichshof, und im Süden reicht es bis an den Weg, der von Friedrichshof nach Mahlsdorf führt. Westlich von Rietzneuendorf erreichen die Dünen an der Kreisgrenze eine Höhe von 68,5 m, erheben sich als über 14 m über die Talebene. Nordöstlich von Wladow liegt ein Dünengebiet, dessen höchste Erhebung 65,7 m beträgt. Eine Kette von Dünen begleitet die Straße von Prierow nach Lübben. Im Kreise Luckau erreichen hier die Dünen westlich von dem von Niewitz nach Schönwalde führenden Wege eine Höhe von 58,2 m. Beim Forsthaus Kleinlubolz sind sie 62,3 m hoch.

In den Urstromtälern gibt es im wesentlichen drei Bodenarten, nämlich Talsand, humose Bildungen und Dünensand.

Der Talsand, der seinen Namen daher führt, weil er in den Urstromtälern vorkommt, beherrscht die obere Talstufe. Es ist ein mittel- bis feinkörniger, heller bis blaßgelblicher Sand. An der Oberfläche durch Humus grau gefärbt. Dem Talsand fehlen etwa faustgroße und größere Steine. Er enthält nur kleine Steinchen, die selten die Größe einer Haselnuß überschreiten. Sehr verbreitet sind kleine gelbe Feuersteine und weiße Quarze. Der Talsand besteht nicht nur aus Quarz, er enthält auch Feldspat und andere Mineralkörner, die Pflanzennährstoffe liefern, wenn sie verwittern. Diese Verwitterung des Talsandes hängt ab von der Tiefe, in der sich unter der Oberfläche das Grundwasser befindet. Diejenigen Talsande, die tiefer liegen, also dem Grundwasser näher, sind reicher an Humus und Bakterien. Der Boden ist tätiger, die Mineralien werden stark zersetzt. Diese Talsande besitzen daher eine stärker verwitterte, nährstoffreichere Oberfläche. Je trockener der Talsand, desto ärmer ist er an Humus und Nährstoffen. Die höher gelegenen Talsande sind daher oft mit Kiefernwald bedeckt.

Die tiefere Talstufe zeigt humose Bildungen. Die tiefschwarzen Maulwurfshaufen auf manchen Wiesen lassen erkennen, daß sich hier sehr viel Humus gebildet hat, der dem Boden die dunkle Farbe verleiht. Hier und da ist Torf entstanden, den man in vergangenen Zeiten gestochen hat. Das lassen noch alte Torflöcher erkennen, die jetzt schon mehr oder weniger verwachsen sind.

An sumpfigen Stellen hat sich Raseneisen gebildet, aus dem früher Eisen ausgeschmolzen wurde. In Schlepzig war schon 1374 ein Eisenhammer vorhanden, mit dem 1492 Niclas von Köckeritz, Vogt der Lausitz, den Peter Klinge belehnte. Und in Neuhof, westlich von Baruth, dem sogenannten Buschneuhof, war noch um 1800 ein Eisenhammer mit hohen Öfen vorhanden, der ein vorzügliches Eisen lieferte. Das kleine Vorwerk dort heißt heute noch Schmelze.

Die Dünensande im Baruther Tal sind gelbliche Sande, die so locker und feinkörnig sind, daß sie vom Winde leicht verweht werden. Infolge ihrer Unfruchtbarkeit und Trockenheit sind sie entweder mit Kiefernwald bedeckt oder sind Ödland. An seinem Nordrand geht das Baruther Tal in einen Sander über. Dieser reicht bis zu dem Schwarzen Berge (99 m), den Peterbergen (87 m), den Scheerenbergen (85 m) und den Wacholderbergen (87 m). Die ebengenannten Berge sind Endmoränen, die zur Eiszeit aufgeschüttet wurden. Damals war Norddeutschland vom Inlandeis bedeckt. Langsam schob sich die Eisdecke nach Süden. Am Südrande schmolz sie dauernd ab. Zu manchen Zeiten bewegte sich das Eis stärker weiter, als es abschmolz; dann wurde der Eisrand weiter nach Süden verlagert. Wenn dagegen mehr Eis abschmolz als gleichzeitig von Norden nachrückte, dann verschob sich der Eisrand mehr nach Norden. Wenn endlich das Eis ebensoviel abschmolz wie es sich in der gleichen Zeit weiterbewegte, dann blieb der Rand an derselben Stelle. Solche Stillstandslagen des Eises führten zur Aufschüttung von Endmoränen. Das Inlandeis enthielt viel Gesteinschutt, daher quoll am Schmelzrand ein von Steinen durchsetzter Schlamm hervor, der zu einem Wall angehäuft wurde. Es blieb am Eisrande natürlich nicht alles dauernd liegen, was aus dem Eise herausschmolz. Die tonigen Bestandteile und die feinsten Sandkörnchen wurden von den Schmelzwässern leicht ausgewaschen und oft weit fort getragen. Die größeren Sandkörner blieben an der Endmoräne als Sander liegen. Die Sandersande nehmen von der Endmoräne nach außen an Korngröße ab. Die von dem Eise mitgebrachten faust bis kopfgroßen und größeren Steine konnten die Schmelzwasser selbstverständlich nicht weit fortbewegen; daher ist im Sander der Boden um so dichter mit Steinen bestreut, je mehr man sich der Endmoräne nähert. Wie hier südlich von Teupitz, so sind auch anderwärts die Sander mit ausgedehnten Kiefernwäldern bedeckt. An manchen Stellen ist der Sander später zerstört worden. So ist z.B. die weite Talsandfläche, die sich von Biebersdorf bis Lübben erstreckt, der durch spätere Wasser eingeebnete und dann mit Dünen besetzte Sander der mächtigen Biebersdorfer Endmoräne.

Die Schmelzwasser der Eiszeit haben das Baruther Tal ausgefurcht; es war einst tiefer als heute. Später ist es nämlich von Sanden, die die Schmelzwasser herbeispülten, teilweise wieder ausgefüllt und eingeebnet worden. Es wurden die Talsande abgelagert, die heute die tiefere Stufe des Urstromtales bilden.

Als sich der Eisrand immer weiter nach Norden verlagerte, kam eine Zeit, die trockener war als die heutige. Wie noch heutzutage an trockenen Frühlingstagen der Wind den feinen Sand aus den Äckern ausbläst und fortträgt, so geschah es damals in viel größerem Umfange, da ja die ausgedehnten Talsandflächen und Sander pflanzenleer waren. Wo der Wind den Sand mit großer Gewalt gegen einen Stein blies, da wurde der zu einem sogenannten Dreikanter oder Windkanter abgeschliffen. Der feinste Sand wurde zu Dünen zusammengeweht. Sie bilden noch heute die höchsten Erhebungen des Baruther Tales.

Der trockenen "Dünenzeit" folgte die feuchtere "Humuszeit". Die Senken füllten sich mit Wasser, es bildeten sich Moorerde und Torf, wie sie sich an der Oberfläche der tieferen Talstufe zeigen. Das Baruther Tal bedeckte sich mit Wald. Einen recht lockeren Baumbestand wiesen die Dünen auf, die sich an der Straße Golßen - Lübben hinziehen. Die tieferen Stellen des Tales nahm der Erlenbruchwald ein.

In der "Kulturzeit" wurde dann der Wald gerodet und das Gelände in Ackerland verwandelt. Durch Gräben entzog man den Erlenbruchwäldern das Wasser und schuf aus ihnen Wiesen. So wurde durch das Eis und die Schmelzwasser der Eiszeit, durch die Winde der Dünenzeit, durch die Pflanzen der Humuszeit und durch die Tätigkeit der Menschen in der Kulturzeit das Baruther Tal so, wie wir es heute sehen.

Die Niederung im Norden unseres Kreises zeigt uns das Wesen der Urstromtäler, die das Norddeutsche Flachland durchziehen. Die langen, ost-westlich gerichteten Haupttäler (Breslau-

Magdeburger, Glogau-Baruther, Warschau-Berliner, Thorn-Eberswalder) sind durch zahlreiche nord-südlich gerichtete Nebentäler verbunden, die ursprünglich durch die Schmelzwasser des nördlich gelegenen Eises geschaffen worden sind, später aber den von Süden durchbrechenden Flüssen als Weg dienten. Wie einst durch dieses Netz von Urstromtälern die Schmelzwasser geflossen sind, ist ungewiß. Jedenfalls wird bezweifelt, daß das Baruther Tal jemals in seiner ganzen Länge von einem Schmelzwasserstrom als Abfluß zum Meere benutzt worden ist.

Während der Eiszeit ist der ganze Kreis Luckau von dem Inlandeis bedeckt worden, das sich noch weit nach Sachsen hinein bis an den Fuß des Erzgebirges schob. Das Eis zog sich dann wieder nach Norden zurück und kam wieder, sodaß mehrere Abschnitte der Eiszeit unterschieden werden. Als das Eis zum letzten Mal von Norden her vordrang, kam es nur bis zu dem Schwarzen Berge, den Peterbergen, den Scheeren- und Wacholderbergen. So wird es vorläufig angenommen. Als Endmoräne des äußersten Vorstoßes der letzten Eiszeit, der Weichseleiszeit, gilt der Zug von Endmoränenstaffeln, der aus der Gegend von Potsdam und Beelitz über Trebbin, Zossen und den Bergen südlich von Teupitz, den Krausnicker Bergen, den Höhen bei Biebersdorf nach der Gegend von Lieberose und weiter nach Osten hinzieht. Während sich nördlich vom Baruther Tal Ablagerungen der jüngsten Eiszeit finden, gehören die eiszeitlichen Bildungen auf dem Fläming und auf dem Lausitzer Grenzwall einer älteren Eiszeit an.

Edles im Staube.

“Sie haben meinem Bruder gestern einen schönen Bären aufgebunden!” “Ich, wieso?” “Na vonwegen, daß man in unserm Sande hier Edelsteine finden soll!” “Nun, Edelsteine ja nicht, aber Halbedelsteine!” “Ach so, Feuersteine und Feldsteine?” “Nein, nein; ich meine wirklich Halbedelsteine. Solche Steine sind Schmucksteine. Sie werden zu allerlei Schmucksachen verarbeitet. Sie sind meist Kristallbildungen aus Kieselsäure. Und weil sie häufig sind, sind sie billig. Ich werde Ihnen mal einige zeigen, die ich hier im Sand und Kies des Lausitzer Grenzwalles in der Gegend von Babben, Fürstlich Drehna und Groß-Mehßow gefunden habe. Hier ist ein kleiner, platter, fast ovaler Stein. Er ist durchsichtig und hat in der Mitte anders gefärbte Zeichnungen. Es sind Bänder, die parallel zueinander und zum Rande verlaufen, --- eine Achatrose. Hier etwas Ähnliches: ein Stein, wie ein Taubenei geformt. Es wird Chalzedon genannt. Beim Durchsehen finden Sie wieder einige solcher Streifen.” “Tatsächlich! Wenn ich den auf dem Wege liegen sehe, halte ich ihn für einen Feuerstein!” “Sie bestehen ja auch aus dem selben Mineralstoff. Dieser hier ist ein fast faustgroßer...” “Feuerstein?” “Ja, ein Feuerstein. Er ist schon stark verwittert. Aber nun sehen Sie einmal hier!” “Alle Wetter! Das blitzt ja wie lauter Diamanten!” “Das sind Hunderte von kleinen Bergkristallen, die sich in den Hohlräumen des großen Steines gebildet haben. Jeder Kristall hat die Form einer sechseitigen Säule, die oben ein spitzes Dach trägt. Hier dieser Stein hat größere Kristalle, die miteinander verschmolzen und an der Spitze violett gefärbt sind. Sie heißen Amethyste.” “Die sehen aber fein aus!” “Ja, und alle diese Steine gehören zu den Halbedelsteinen.” “Da sind Sie ja reich!” “O, nein, einen Geldwert haben diese Mineralien nicht, aber einen hohen inneren Wert: Sie erfreuen uns durch ihre Form und Farbe und zeigen uns, daß die schöpferische Natur auch in unserem verachteten Sand Schönes für den versteckt hat, der sie sehend durchschweift!”

Von Kalkgruben und Feldsteinen.

Auf der Karte 1:100000 des Reichsamtes für Landesaufnahme fällt uns südwestlich von Weißagk eine Reihe von kleinen Kreisen auf, die am Quaasberg beginnt und sich wie eine Perlenkette nach Südosten bis in die Gegend zwischen Klein-Bahren und Babben hinzieht. "Alte Kalkgruben" lesen wir als Bezeichnungen. Forschen wir auf der Karte in derselben Richtung nach Südosten weiter, so finden wir "Kalkberge" nördlich von Rehain, nordwestlich von Rutzkau und südlich von Bronkow. Damit sind wir schon in unserm Nachbarkreis Calau. Die Karte hat uns nun aber richtig neugierig gemacht, und unsere nächste Wanderung soll der Erkundung dieses Gebietes dienen. Zunächst sind wir wohl enttäuscht, wenn wir unser Ziel erreicht haben. Kalk ist ja garnicht zu sehen! Zwischen den Kiefern finden wir etwa 5 Meter tiefe und flachere Löcher, wild verwachsen, der Boden besteht aus Sand und Kies. Ja, Kalkfelsen gibt es hier nicht! In unserem Kreise findet sich überhaupt kein anstehendes Gestein an der Oberfläche. Erst tief unter den Sand-, Kies-, Ton- und Braunkohlenschichten liegen Anhydrit, Zechstein und Rotsandstein, wie es das etwa 600 Meter tiefe Bohrloch bei Bornsdorf ergab. Nur im Steinbruch bei Fischwasser ragt ein graues Gestein aus den tieferen Erdschichten durch Sand und Kies bis an die Oberfläche empor. Doch unsere Kalkgruben führen ihren Namen mit Recht. Suche nur ein wenig, und du findest kleinere und größere Kalksteine. Sie wurden früher hier ausgegraben, gebrannt und zur Mörtelherstellung verwendet. So heißt es in der "Richtigen Beschreibung der beiden Markgraftümer Ober- und Niederlausitz" vom Jahre 1696. Vielleicht ist unsere alte Dorfkirche mit solchem Mörtel erbaut. Aber sieh dir die Kalkstückchen genauer an. Suche nach Abdrücken und Versteinerungen. Vielleicht entdeckst du ein etwa 2-3 cm dickes, walzenförmiges Gebilde, das quergestreift ist. Meistens sieht nur die eine Hälfte aus dem Kalkstückchen heraus. Das war früher die Wohnung eines Tieres. Es wird von den Gelehrten "Orthoceras" genannt. In unserer Sprache heißt das "Gradhorn". Der Kalk, der diese Versteinerungen enthält, heißt Orthocerenkalk. Dieselbe Kalkart findet man auch an der Küste von Gotland und Estland. Von dort sind unsere Funde mit dem Eise der Eiszeit bis in unsere Heimat gekommen. Die alten Kalkgruben sind ein Teil der Endmoräne, die sich von Liedekahle am Lausitzer Grenzwall hinzieht und mit dem Kalkberg bei Bronkow unseren Kreis verläßt.

Nun sind uns aber auch für die anderen Steine unserer Heimat die Augen aufgegangen. Alle sind von dem Eise in der Eiszeit hierhergeschoben worden und heißen deshalb auch Geschiebe. Die Gebirge, von denen sie abgebrochen sind, findet man in den nordischen Ländern wieder. Von manchen Steinarten läßt sich sogar der Ursprungsort angeben. Auch der Teufelsstein auf den Gehrener Bergen ist ein solches Geschiebe.

Willst du dein Wissen auf diesem Gebiete bereichern, so lege dir eine Sammlung von Feldsteinen an und vergleiche die einzelnen Stücke mit den Steinen im Luckauer Heimatmuseum. Dort findest du Namen und Herkunftsort vieler Steine, und auch sie werden dir treue und liebe Heimatfreunde werden.

Finsterwalde.

Finsterwalde steht, wie Urnenfunde beweisen, auf altgermanischem Boden. Die Herrschaft der Wenden (Lusitzer) war eine vorübergehende. Die Rückeroberung erfolgte von Meißen her. Ein Markgraf von Meißen gründete 1165 Kloster Dobrilugk, und bei dessen Gebietsabgrenzung 1199 wurden die Geländepunkte genannt, die die Westgrenze der Stadt Finsterwalde noch heute bezeichnen. Die Gründung war eine doppelte: Schloß und Stadt; sie eilte der Kolonisation der Niederlausitz voraus, in dem längs der uralten "Salzstraße" (Lüneburg - Schlesien) hier eine Etappe angelegt wurde. Und zwar ist Finsterwalde als Brückenort entstanden, da an dieser Stelle die Salzstraße einen sumpfigen Talzug überschritt. Der Ort entwickelte sich zuerst zur Marktsiedlung, dann zur Stadt. Als solche ist sie 1336 erstmalig urkundlich erwähnt worden. Die Schloßanlage ist eine der größten im ganzen Gau. Die Glanzzeit war unter der Familie von Dieskau 1533 - 1625. Aus dieser Zeit

stammt auch die evangelische Stadtkirche, die ihre wundervolle Innenausstattung aus dem 16. Jhd. (Barock) bis heute unverändert bewahrt hat und daher kunstgeschichtlich außerordentlich reizvoll ist. 1625 wurde Finsterwalde sächsisches Krongut. Die Landeshoheit wechselte vielfach, der Grenzlage entsprechend: bis 1304 gehörte Fw. zur Ostmark (Mark Meißen), 1304 - 1364 zur Mark Brandenburg, 1364 - 1368 zum Herzogtum Schweidnitz-Jauer, 1368 - 1425 zu Böhmen, 1425 - 1815 zu Sachsen, aber nicht zur Niederlausitz, sondern zum Meißenischen Kreis. Erst seit 1815 ist Fw. preußisch. -

Bis ins 18. Jhd. trug Fw. das Gepräge einer Tuchmacherstadt. Produktionsgrundlage war die ausgedehnte Schafzucht. Seit 1663 gab es hier Wollmärkte. Im Zeitalter der Dampfmaschine vollzog sich ein jäher Übergang vom Klein- zum Großbetrieb. Eine Anzahl kleiner Werkstätten, die mit der damaligen Entwicklung nicht Schritt halten konnte, stellte sich auf Zigarrenfabrikation um, und so erhielt Finsterwalde eine lebhaftere Tabakindustrie, die heute durch nahezu 50 kleine Betriebe am Ort vertreten ist. An Tuchfabriken sind vorhanden F. F. Koswig (eines der allerersten Textilwerke Deutschlands), C. Schäfer, Traugott Schulze. Der große Waldreichtum rief auch eine blühende Holzindustrie hervor: Tischfabriken (Winkler, Schwennicke), Werkstätten für Theatermöbel (Hyan), Luxusmöbel (Weise, Siebert), Schlafzimmer (Voigt & Palapies), Kleinmöbel und Handwagen (Krause), Bilderrahmen (Hausigke), Särge (Hubert & Ullrich). Billige Kohle und billige Elektrizität bewirkten die Entstehung eines bedeutenden Metallgewerbes, sowie das Aufblühen von Glas-, Tonwaren-, Gummi- und Seifenfabrikation. Die Reichelt-Metallschraubenfabrik (die hauptsächlich allerlei Teilfabrikate in blanker Ausführung herstellt), ist das größte Fabrikunternehmen des Ortes. Bedeutend sind auch die Fahrradfabrik von Prochnow und die Germania-Glashütte, weltbekannt die Seifenfabrik von Thierack. Der jüngste Zweig des Finsterwalder Großgewerbes ist die Elektrizitätsindustrie von Kjellberg. Endlich verdienen die Riebeckbrauerei und das Zentrallager der Verbrauchergenossenschaft erwähnt zu werden. - So hat sich Finsterwalde zu einer Industriestadt von erstaunlicher Vielseitigkeit entwickelt. Unter den gleich großen Städten (17000 Einw.) dürfte es kaum eine geben, die ein so vielseitiges Großgewerbe und dabei eine so stattliche Zahl bedeutender, ja führender Unternehmungen aufweist. Eine Industriebahn schließt die Fabriken in den verschiedenen Stadtteilen an den Staatsbahnhof an. Ein Zollamt mit Freilager ist vorhanden. Das Bankwesen ist infolge des starken Geldumsatzes der Industrie gut entwickelt: Reichsbanknebenstelle, Zweigstellen der Adca, der Commerzbank, der Niederlausitzer Hauptsparkasse, sowie die Stadtgiro- und Sparkasse dienen dem Geldverkehr. Auch das Geschäftsleben ist reich entfaltet. Finsterwalde ist geschäftlich von keiner Nachbarstadt abhängig. Es ist das die westliche Niederlausitz beherrschende Wirtschaftszentrum. - Das Stadtbild hat sich infolge der raschen Entwicklung seit der Jahrhundertwende stark verändert. Neubautätigkeit, Kanalisierung, Straßenverbesserung, Grünanlagen haben sehr vorteilhafte Wirkungen hervorgebracht. Umfangreiche Eingemeindungen wurden vorgenommen: die Dörfer Naundorf und Nehesdorf, sowie die Forstgutsgebiete Hennersdorf und Grünhaus gingen in das Stadtgebiet auf, das nun eine Fläche von 6400 ha = 64 qkm einnimmt. Dem äußeren Wachstum entsprach auch die Ausgestaltung des inneren Betriebes. An städtischen Wirtschaftsanlagen sind vorhanden: Elektrizitätswerk (mit zusätzlichem Strombezug von der Niederlausitzer Überlandzentrale), Gasanstalt (Jahresliefermenge 650000 cbm), Wasserwerk (Jahresförderung 250000 cbm), Schlachthof mit Kühlanlage und Eisfabrik, Friedhofsgärtnerei, Forstverwaltung (294 ha), Rieselfeld (12,5 ha), Stadtgirokasse (42 Millionen M Jahresumsatz), Stadtparkasse (22,5 Millionen M Jahresumsatz). Die Volksgesundheit wird gefördert durch ein städtisches Schwimmbad (1000 cbm Bassin), ein städt. Warmwasserbad mit Wannen, Brausen und Dampfbad, durch Sportanlagen jeder Art, sowie durch ein neuzeitliches Krankenhaus. Das ehemalige Rathaus enthält die Räume des Arbeitsamtes und der Volksbücherei. Die Volksschulen sind achtstufig. Das Reform-Realgymnasium wird von Schülern eines weiten Umkreises besucht, eben so die Berufsschule.

Einen neuen Aufschwung brachte der Nationalsozialismus. Nach schwerer Erwerbslosigkeit gab es wieder Arbeit und Brot. Finsterwalde wurde Sitz eines Arbeitsdienstlagers und Fliegergarnison. Außerdem wurde ein städtischer Flugplatz zu Landungsmöglichkeiten und für Sportzwecke eingerichtet. Das Arbeitsdienstlager erhielt den Namen "Nickel von Minkwitz" nach jenem Ritter, der 1528 hier im Osten eine ähnliche Rolle spielte wie Franz von Sickingen 5 Jhr. früher im Westen.

Von Finsterwalde aus unternahm Minkwitz seinen berühmten Fehdezug, der zur Plünderung des Bischofspalastes in Fürstenwalde a.d. Spree führte.

Das Witzwort "Sänger von F." rührt aus dem Kriege 1870/71 her. Damals gelangte eine Anzahl stimmbegabter Mitkämpfer aus Fw. (Inf. Reg. 52) dadurch zur Berühmtheit, daß sie zur Hebung der Stimmung unseres Feldheeres ihre Lieder erschallen ließen. Finsterwalde kann auf diese Sänger für alle Zeiten stolz sein.

Die Gerberstadt Kirchhain.

Kirchhain gehört zu den ältesten Besitzungen des Klosters Dobrilugk und wird schon im Jahre 1234 zum ersten Male erwähnt. Im Schutzbereich der kirchlichen Niederlassung entwickelte sich bald ein Marktflecken, der 1235 Marktrecht erhielt und 1376 als Stadt bezeichnet wurde. Kirchhain hat im Laufe des 19. Jhdts. durch seine Industrie die Schwesterstadt Dobrilugk überflügelt und ist jetzt mehr als doppelt so groß (5500 Einw.). Seine Lage an den wichtigen Bahnstrecken Cottbus - Halle und Berlin - Dresden und nicht zuletzt seine günstige Lage an der kleinen Elster hat im Laufe der letzten hundert Jahre die Schaflederherzeugung als einen bedeutenden Industriezweig erstehen lassen, sodaß unsere Stadt heute als einer der maßgebenden Plätze für die Bearbeitung von Schaffellen in Deutschland gelten kann und weit über die Grenzen der engeren Heimat als Gerberstadt bekannt geworden ist. In etwa 70 Gerbereien werden ausschließlich Schaffelle verarbeitet. Es sind jährlich etwa 1,5 Millionen Stück. Aus kleinen Anfängen hat sich in vielen Jahrzehnten diese Industrie entwickelt. Einen nicht geringen Anteil an dieser Entwicklung hat die besonders günstige Lage der Werkstätten an den Ufern der Kleinen Elster. In dem langsam, doch stetig fließenden Wasser dieses Fließchens können die Felle gewaschen und gereinigt werden.

Schon im 17. Jhd. siedelten sich hier Nadler, Tuchmacher und Kürschner an. Die Tuchmacher wurden durch die Gründung der Tuchfabriken überflüssig. Die Nadler wurden durch die Drahtwarenfabriken um ihre Selbständigkeit gebracht. Die Kürschner stellten sich auf Gerberei um, da mit Einführung der Eisenbahn der Bedarf an Reisepelzwerk stark zurückging. So kam es, daß etwa vom Jahre 1820 ab die Gerberei in Kirchhain einen großen Aufschwung nahm. In jener Zeit stand die Schafzucht in unserer Heimat noch in großer Blüte. Hennersdorf hatte eine Herde von über 1000 Tieren, Frankena eine solche von über 1500, und auf dem Kleinhof zählte man gar 3000. Neben den Ortschaften der näheren Umgebung deckten die Flämingdörfer den Bedarf der Kirchhainer Gerber. Nachdem aber durch Einführung der Fruchtwechselwirtschaft anstelle der Dreifelderwirtschaft die Schafzucht auf den Gütern und Dörfern fast ganz aufhörte, besorgten sich die Gerber die Felle von den Händlern in Berlin oder auf den Messen in Frankfurt a.O. und Leipzig.

Der deutsche Rohmaterialienmarkt erwies sich aber bald als unzureichend. Deshalb begannen einige Kirchhainer Gerber, ihre Ware vom Ausland zu beziehen. Zu diesem Zweck fahren sie noch heute zu den großen Fellauktionen nach London und kaufen dort Schaffelle aus Argentinien, Neuseeland, Australien, Südafrika und Island. Auch aus Spanien, dem Balkan und Ungarn kommen Felle nach Kirchhain, und man kann mit Recht sagen: nach Kirchhain kommen Felle aus aller Welt. - Schwieriger als der Einkauf gestaltete sich früher der Verkauf der gegerbten Felle und der Wolle. Käufer kamen damals nicht nach Kirchhain. So waren die Meister gezwungen, mit ihren Waren auf die Märkte zu ziehen und dort feilzubieten. Lange Zeit war Finsterwalde ein guter Abnehmer der Wolle. Die Kirchhainer Wolle wurde mit der Zeit bekannt, und es kamen Tuchfabrikanten, besonders nach dem Bau der wichtigsten Eisenbahnlinie, hierher, um ihren Bedarf in Wolle zu decken. Jetzt wird die Wolle durch Agenten und Händler verkauft. Vor dem Versand wird sie in der 1904 erbauten großen Wollwäscherei gereinigt. Für den Verkauf von Leder kamen die Messen in Dresden, Frankfurt a.O. und Leipzig in Betracht. Die beiden ersten verloren an Bedeutung, sodaß nur die Messe in Leipzig besucht wurde und zwar dreimal im Jahre: zu Ostern, zu Michaeli und zu Neujahr. Durch die Reisen dorthin und durch die Transportspesen entstanden den Gerbermeistern ziemlich hohe Unkosten. Deshalb faßte die Gerberinnung im Jahre 1900 den Beschluß, nicht mehr die Leip-

ziger Messe zu besuchen, sondern den Verkauf der Leder hier zu veranstalten. So entwickelten sich die monatlichen Lederauktionen, bei denen durchschnittlich 50-80000 Schafleder zum Verkauf kommen. Diesem Zweck dient eine besondere, sehr geräumige Halle. Am Versteigerungstage wird das Leder vormittags in der Lederhalle zur Besichtigung ausgelegt. - Die Gerberinnung besitzt auch ein Lohwerk, in dem jährlich je nach Bedarf 20-40000 Zt. Eichenrinde vermahlen werden. Auch zwei Lederfärbereien sind vorhanden. Die Felle aus den nordischen Ländern werden in einem größeren Fabrikbetriebe zu Kunstfellteppichen verarbeitet. An die Stelle der handwerksmäßigen Betriebe sind von den meisten Gerbermeistern neuzeitliche maschinelle Einrichtungen beschafft worden. Auch das Gerben ist heute nicht mehr so einfach wie früher. Doch das muß man sich an Ort und Stelle ansehen. Wer seine Heimat richtig kennen lernen will, muß auch einmal eine Kirchhainer Gerberei besuchen.

Kirchhain hat nun auch noch mehrere Dampfsägewerke und Möbelfabriken. In den letzten 30 Jahren hat die Stadt auch auf wissenschaftlichem Gebiet einen guten Klang bekommen, und zwar durch seine beiden Druckereien für fremde Sprachen. Es werden hier hauptsächlich Bücher in slavischen, orientalischen und alten Sprachen, auch in Chinesisch, Arabisch, Aramäisch, Chaldäisch, Ägyptisch gedruckt. Außer seiner Industrie hat Kirchhain einige größere Rosenplantagen aufzuweisen, in denen zahlreiche Rosensorten gezüchtet werden.

1928 erfolgte die Eingemeindung des früheren Gutsbezirks Kleinhof. Dadurch ist der Stadt ein großes Siedlungsgebiet erschlossen worden, das sich durch eine äußerst rege Bautätigkeit zu einem neuen Stadtteil ausgewachsen hat. Diese Eingemeindung brachte der Stadt auch weitere größere Industriewerke: die Deutsche Hume Röhren A.G., die Märkische Kiesgesellschaft und die Niederlausitzer Kalksteinwerke. Der weite Kranz der Siedlungen um Kirchhain wurde dadurch geschlossen. In den Jahren nach dem Kriege sind über 300 Wohnungen auf genossenschaftlichem Wege neugebaut worden.

An größeren städtischen Bauten sind in den letzten Jahren das neue Wasserwerk, ein Warmbad, ein neues Krankenhaus und ein modernes Schwimm- und Luftbad errichtet worden. Eine auswärtige Wohltäterin hat ein schönes und geräumiges Kinderheim bauen lassen. Am Rande des Stadtwaldes hat die Stadt für ihre Schulkinder eine Walderholungsstätte geschaffen. Die Stadt hat außer der städtischen Turnhalle noch zwei weitere Turnhallen, vier Sportplätze und eine Jugendherberge mit 30 Betten aufzuweisen. Der in der Nähe der Stadt gelegene städtische und staatliche Wald erfreut jeden Naturfreund durch wundervolle Gebiete.

Festung Sonnewalde.

Schon in uralten Zeiten ist das Schloß Sonnewalde wahrscheinlich eine Sumpfburg gewesen, die in unruhigen Zeiten als Verteidigung- und Zufluchtsstätte diente. Nach der deutschen Eroberung wurden die Befestigungen erweitert und die neuerstandene Stadt mit Wällen und Gräben umgeben. Zwei Tore führten in die Stadt, das Luckauer und das Kirchhainer. In kriegerischen Zeiten waren diese Tore ständig geschlossen, und nur die Personen wurden von den Torwächtern eingelassen, die sich ausweisen konnten. Die Befestigungen leisteten den Bewohnern gute Dienste, besonders im Hussitenkrieg; später im schmalkaldischen und im dreißigjährigen Krieg. In diesen Zeiten wurden Schloß und Stadt stärker befestigt. In dem neubauten Zeughaus lag viel Geschütz und Munition. Kriegsknechte und Stadtbewohner wachten auf den Wällen und an den Toren. Unsere Sonnewalder Schützengilde war damals Bürgerwehr und verteidigte die Mauern der Stadt. Sonnewalde war Festung. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stärke seiner Wälle und die Festigkeit seiner Mauern von Schweden und Kaiserlichen gründlich erprobt. Um das Jahr 1620 bestand Sonnewalde aus der schönen Kirche und dem stattlichen Rathaus am Marktplatz, aus Pfarrhaus, Diakonie, Schule, städtischem Brauhaus und 91 Bürgerhäusern. Zum größten Teil waren die Häuser nach den beiden großen Bränden 1606 und 1610, als die ganze Stadt ein Raub der Flammen geworden war, aus Holzwerk wieder aufgebaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Vor den Mauern lag die Vor-

stadt. Sie umschloß den Gottesacker und das Hospital, ein Gasthaus "zum Zschäkental", sieben Wohnhäuser, vier Windmühlen und eine große Anzahl Scheunen. Stolz ragte im Norden das Schloß über das Städtchen. Sein eigentlicher Bau, das Oberschloß, war 1579 - 81 erneuert worden. Es bildete ein ausgedehntes, stattliches Viereck. Unmittelbar um seine Grundmauern flutete ein Wassergraben. Eine Zugbrücke führte über ihn hinweg in den tiefergelegenen Schloßhof, der an seiner westlichen Seite von den Ställen, an seiner östlichen von dem Zeughaus eingerahmt wurde. Die untere Querseite des Schloßhofes nahm ein drittes Gebäude, das Unterschloß, ein, welches als Beamten- und Gerichtshaus diente und in seinen Gewölben das Verließ barg. Rechts und links lehnte sich an das Unterschloß der Wall. Er war von beträchtlicher Höhe und Breite und war mit Obstbäumen bestanden. Er umschloß alle genannten Gebäude. An seinem Fuße stand die Mauer, die in Abständen von 70 bis 100 Schritt durch starke Rondells befestigt war. Ein zweiter Wassergraben verstärkte die Verteidigungswerke. Quer durch das Unterschloß führte in breiter und über vierzig Schritt tiefer Wölbung der einzige Durchgang zur Stadt, mit dieser durch eine gewaltige, den Schloßgraben überspannende Zugbrücke verbunden. Die Stadt war auch stark befestigt, war durch doppelte Gräben, deren äußerer über dreißig Ellen Breite hatte, durch Wall und Mauer eingehegt, und an der letzteren ragten ebenfalls starke Warttürme auf. Allerdings war der innere Graben in der zweiten Hälfte des 16. Jhdts. teilweise verschüttet worden. Auf seinem ehemaligen Grunde war die Hintergasse der Stadt entstanden. In der Stadtbefestigung lag nach Osten das Luckauer und nach Süden das Kirchhainer Tor. Beide Torhäuser dienten in Friedenszeiten als Kornspeicher. Über große, hölzerne Zugbrücken von 36 Ellen Breite rumpelten die schweren Kaufmannswagen zur Stadt hinein oder hinaus in die Ferne.

Ein Rundgang durch das alte Luckau.

Ein Besuch der alten Kreisstadt Luckau zur schönen Frühlingszeit wird jedem Naturfreund mancherlei Genuß bereiten. Ein Kranz blühender Gärten umschließt dann den Ort mit seiner alten Vergangenheit. Die verwitterte Stadtmauer, die altersgrauen Türme und Gebäude, sie raunen dem Beschauer aus längstverklungenen Tagen mancherlei ins Ohr. Ein Freund der Heimatgeschichte wird hier bestimmt auf seine Kosten kommen. Vieles ist zwar im Laufe der Jahrhunderte durch große Brände (1644-1653-1813), durch verheerende Kriege (30-jähriger, 7-jähriger, Freiheitskrieg) und nicht zuletzt auch leider durch den Unverstand der Menschen, die kein Verständnis für die Erhaltung altehrwürdiger Gebäude zeigten (Sandoer Torturm), in Schutt und Trümmer gesunken. Dennoch hat sich mancherlei aus dem Einst in das Jetzt hinübergerettet.

Wer zuerst einmal seinen Blick über die ganze Stadt schweifen lassen will, der steige die westlich liegende Höhe, die "Schanze" genannt, hinauf. Hier befindet er sich auf geschichtlichem Boden. Diese Hügelkuppe und eine südöstlich davon liegende ließ Kaiser Napoleon I. in den Sommermonaten Juli und August 1813 während des Waffenstillstandes befestigen. Zu Kämpfen kam es aber in der Folgezeit hier nicht mehr. Die beiden Bastionen erhielten von den Preußen die Namen bekannter Generale der Freiheitskriege. Die noch erhaltene hieß "Schanze Tautentzen", heute kurzweg "Schanze" genannt, und die im Laufe der Jahrzehnte wieder eingeebnete "Schanze Wobeser". Nach dieser geschichtlichen Betrachtung lassen wir einmal unseren Blick auf der unter uns liegenden Stadt ruhen. Aus dem Gewirr der grauverwitterten Dächer erheben sich vor allem die zwei massigen Türme der Skt. Nicolaikirche mit dem hochragenden, mächtigen Kirchendach. Schlank und rank zeigt sich daneben der Turm der Skt. Georgenkirche, im Volksmund "der Hausmannsturm" genannt. Hell und blank spiegelt sich die neue Kupferbedachung in der Sonne. Etwas im Hintergrunde reckt sich still und bescheiden noch der "rote Turm" aus dem Häusermeer heraus. Aus den nahen Obstgärten winken die im grünen Lenzesschmuck prangenden Bäume; sie geben dem ganzen Bilde den rechten Rahmen.

Doch nun steigen wir zur Stadt hinab und lassen uns bei unserm Rundgang etwas von ihrer

Vergangenheit erzählen. Es geht zunächst durch die westliche "Sandoer Vorstadt", das "Töpferende", so einst nach den vielen hier wohnenden Töpfern genannt. An der linken Straßenseite zeigt sich das alte Hospital mit dem eingebauten Kirchlein "zum heiligen Geist" - "Skt. Spiritus". In den freundlichen, sauberen Stuben dieses nunmehrigen "Bürgerheims" verbringen alte Leute ihren Lebensabend. Bald stehen wir vor dem westlichen Haupteingang zur Stadt, dem "Sandoer Tor". Wir biegen hier links zur Nordpromenade ein. Ein gut gepflegter, mit jungen Linden bepflanzter Weg nimmt uns auf, der sich neben dem Stadtgraben hinzieht. Hinter Büschen und Bäumen schimmert auf der anderen Seite die alte Stadtmauer hervor. Sie lenkt unsern Blick alsbald in die Vergangenheit. Vor hundert und mehr Jahren sah es hier ganz anders aus. Luckau war einst auch eine von den vielen befestigten Städten. In mittelalterlichen Zeiten war sie auf Selbstschutz angewiesen. Es bildeten sich die Bürgerwehren, die in unsicheren und unruhvollen Zeiten hinter Mauern und Toren treue Wacht hielten. An Stelle des Promenadenweges zog sich damals der mit Dornestrüpp und allerlei Strauchwerk bewachsene Wall entlang. Der Stadtgraben reichte bis an die früher etwa 3 m hohe Stadtmauer, die teils aus Findlingen, teils aus großen Backsteinen aufgerichtet war. Die zwischen Graben und Mauer liegenden Gärten sind erst später entstanden, als die Bewohner vor etwa hundert Jahren die Erlaubnis erhielten, durch die Mauer Pforten zu brechen. Aus der Stadtmauer erhoben sich eine Anzahl Wachtürme. Zwei davon sind noch erhalten geblieben. Sie zeigen sich uns alsbald auf unserm Weitergange. Neben dem ersten ist noch ein letzter Rest eines Wehrganges mit ein paar Schießscharten vorhanden. Endlich zeigt sich vor uns hinter dem Graben ein langgestrecktes, graues Gemäuer. Unser Fuß hält inne, es verlohnt sich, hier einen Augenblick zu verweilen. Auf die Stadtmauer als Grundlage bauen sich die meterdicken Wände der einstigen, aus dem 16. Jhdt. stammenden "Lateinschule" auf. Das alte, schiefe Mansardendach hat eine Reihe ungleich großer Ausbauten. Den Hintergrund bildet die alte Nikolaikirche, mit ihrem hohen Dach alles überragend. Als 1832 ein Gymnasialgebäude errichtet wurde, diente der alte Bau bis in die neue Zeit als Knabenvolksschule. Noch in der Betrachtung begriffen, ertönt durch ein geöffnetes Fenster aus jugendfrischem Munde frischfröhlicher Marschgesang. Er sagt uns, daß jetzt die Hitler-Jugend diese alten Räume zu ihrem Heim erkoren hat. Jetzt wendet sich unsere Auge zur linken Seite hin. Der Schloßberg kommt in unser Blickfeld. Auf diesem künstlich hergerichteten Hügel erhob sich einst das stolze Schloß der Grafen von Passerini, der Erbrichter von Luckau. Im 30-jährigen Kriege wurde dieser Bau in Trümmer geschossen. Heute ist an seine Stelle ein Vergnügungslokal getreten. Weiterschreitend kommen wir zum neuen Gymnasialgebäude zwischen Gymnasial- und Klosterstraße. Hier stand früher die Münze. Emsig prägte dort einst der Münzmeister mit seinen Gesellen aus aufgekauften kupfernen und silbernen Gegenständen die "Kupferheller" und das "lukowische Silber". Im Heimatmuseum ist nur noch eine Luckauer Münze erhalten. - Sind wir nun an der hier einmündenden Klosterstraße vorbeigeschritten, fällt uns zur Rechten ein ganzer Block großer Gebäude auf. Es ist das Zuchthaus, das hinter dicken Mauern und festen Gittern viele Sträflinge, darunter auch eine Anzahl Mörder, zu lebenslänglicher Haft verurteilt, birgt. Vor vielen Jahrhunderten erklangen hinter diesen Mauern die frommen Gesänge der Dominikanermönche. Als die Reformation 1539 hier ihren Einzug hielt, verschwanden auch für immer die Mönche. Unser Blick gleitet an den hohen, festen Zuchthausmauern entlang, die alte, zerbröckelnde Stadtmauer folgt wieder und führt uns bald an den östlichen Haupteingang, an das "Calauer Tor". Wieder einmal bleiben wir einen Augenblick stehen. Halbrechts öffnet sich unsern Blicken ein recht malerischer Winkel. Hinter dicken, alten Linden mit mächtigen Kronen erhebt sich recht trotzig der dicke, runde "Rote Turm", als wollte er jedermann als Torwächter den Einlaß verwehren. Zur Linken, inmitten eines grünen, von Bäumen und Sträuchern umsäumten Rasenplatzes, zeigt sich das Bülow-Denkmal. Wir lesen seine Inschrift: "Zur Erinnerung an den Sieg Bülows über Marschall Qudinot. 4. Juni 1813". Schreckenstage für die Luckauer Einwohner steigen im Geiste vor uns auf. Die ganze Calauer Vorstadt und eine Reihe Häuser der Innenstadt wurden von dem französischen General in Brand geschossen. Doch sein Vormarsch über Luckau, um nach Napoleons Befehl Berlin zu besetzen, scheiterte an der Tapferkeit der Preußen. Er wurde von ihnen besiegt und mußte den Rückzug antreten. - Schnell überschreiten wir nun die Straße, die aus der Calauer Vorstadt in die Innenstadt führt. Vorbei gehts an dem kleinen, mit Walmdach versehenen einstigen Torwächterhäuschen. Der Schützenplatz wird überquert und weiter

schreitet unser Fuß auf der Südpromenade, Graben und Mauer zur rechten Hand. Ein neuer Turm mit neuem Gebäude, geschmackvoll gebaut, sodaß alles sich harmonisch in den Rahmen des Stadtbildes einfügt, erscheint. Es ist der Steigerturm und das neue Gerätehaus der Freiwilligen Feuerwehr auf dem "Mönchshof". Hier stand einst ein Unterkunftshaus der Zisterziensermönche der Klosters Dobrilugk. Darin hielten sie sich auf, wenn sie zu bestimmten Zeiten durch die Klosterdörfer reisten. - Endlich sind wir wieder am Westeingang der Stadt angelangt; nun schreiten wir ins Innere. Der "Sandoer Torturm" hat leider schon längst das Zeitliche gesegnet. Aus Unverstand hat man ihn 1844 niedergerissen. In seinem oberen Teil waren früher die Marterwerkzeuge für die Folterung, und unten befand sich der Raum für die Stadtwache. Am Töpfermarkt, wo inmitten einer Rasenfläche ein Springbrunnen seine Wasserlein spielen läßt, teilt sich die Straße. Wir wählen die linke Hauptstraße und gelangen bald auf den Markt. Hier steht das Rathaus in einem Kleide, das ganz und gar nicht zu seiner nächsten Umgebung paßt. Man hat ihm das schöne mittelalterliche Gewand, das einst so recht mit den alten, stuckverzierten, barocken Giebelhäusern übereinstimmte, ausgezogen. Verschwunden sind auch die alten Fleischerbänke an der Nordseite und die Bäckerbänke an der Südseite des Rathauses. Wie manch fröhliches Marktleben hat sich im Laufe der Jahrhunderte auf dem Marktplatz abgespielt! Die heutigen Jahrmärkte sind nur noch ein schwacher Abglanz früherer Marktherrlichkeit. Hoch vom Hausmannsturm herab ließ der Stadtpfeifer mit seinen Gesellen an solchen Tagen seine lustigen Weisen ertönen. Zur Nachtzeit aber waltete dort oben der Türmer seines Amtes. Alle Stunden bließ er aus seinem Turmfenster, und die Straßenwächter gaben seinen Wächterruf weiter. Die kleine, sich an den Hausmannsturm anschmiegende Skt. Georgenkapelle hat viele Jahre hindurch recht ungeistlichen Zwecken gedient. In naher Zukunft soll sie einer besseren Bestimmung zugeführt werden. Man will ihren Innenraum zu einer Ehrenhalle ausgestalten. Über die Dächer hinweg winkt wieder die Haupt- oder Skt. Nikolaikirche. Sie ladet zum Besuch ein. Wer sich Zeit und Musse nimmt, dieses Kleinod des Mittelalters zu betrachten, geht reich beschenkt von dannen. Durch ein breites Portal am Westgiebel betritt man das altehrwürdige Gotteshaus. Nachdem ein dämmeriger Raum durchschritten ist, gelangt man in das Hauptschiff. Durch die bunten Scheiben der hohen, gotischen Fenster fällt gedämpft das Tageslicht. 22 Pfeiler tragen das hohe Deckengewölbe. Eine besondere Kostbarkeit ist die Kanzel, an einen der Pfeiler gelehnt und verziert mit Reliefs aus der biblischen Geschichte. Nicht minder kostbar ist die große, prächtige Orgel mit den drei Emporen. An den Seiten des Langhauses ziehen sich die mit reichem, bunten Schnitzwerk verzierten Lauben hin. Ein selten wertvolles Stück ist die doppelte Wendeltreppe. Auch der Hochaltar mit den Bildern der Leidensgeschichte ist sehenswert. Vor ihm steht der mit prächtigem Bildwerk versehene Taufstein. Von den Pfeilern blicken die geschmackvollen Gedenktafeln (Epitaphien), darunter die drei für die im Weltkriege Gefallenen, der Kanzel gegenüber. In Goldschrift sind 173 Namen der für das Vaterland gefallenen Luckauer Helden aufgezeichnet. Und noch viel mehr Schönes wird das Auge des Altertumsfreundes in der Kirche entdecken.

Zum Schluß statten wir noch dem Heimatmuseum in der Langen Straße einen Besuch ab. Alte Bilder, buntbemalte Schränke und Truhen mit geschmackvollen Beschlägen alter Handschmiedekunst verziert, begrüßen uns beim Eintritt in den breiten Flur. In zahlreichen Zimmern sind nun die Funde alter Zeiten zu besichtigen, hier die Bodenfunde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, Zeugen der "Lausitzer Kultur", der frühgermanischen und slavischen Zeit; dort eine Geschichte der Beleuchtung vom Kienspan bis zur Elektrizität; hier fesselt uns eine reiche Waffensammlung, dort eine Sammlung handwerklicher Kunst. Es lohnt sich schon, dieses reichhaltige und schöne Heimatmuseum zu besuchen.

Das ist Luckau, die Hauptstadt unseres Kreises.

Der Röhrbrunnen.

Wenn du um die Jahrhundertwende gegen Abend nach Kirchhain gekommen wärst, dann hättest du dich über das Leben in den Straßen gewundert. Mädchen mit einer Trage auf den Schultern, an deren Ketten zwei Wassereimer hingen, eilten zum Markt. Sie schafften das für die Küche nötige Wasser heran. Auf dem Markt war ein Gedränge um die "Röhren" herum. Es schien, als ob sich alle Mädchen der Stadt hier zusammengefunden hätten. Da wurde gescherzt und gelacht, und alle Tagesneuigkeiten wurden ausführlich durchgesprochen, damit sie dem Hausherrn, der in gelber Gerberschürze auf der Bank vor seinem Hause saß, brühwarm berichtet werden konnten.

Der immersprudelnde Röhrbrunnen war der Mittelpunkt der Stadt. Er war kein besonderes Kunstwerk. Aber die Erinnerungen einer heiteren, sorglosen Jugendzeit machten ihn vielen lieb und wert. Noch heute bedauern es die alten Leute, daß er verschwunden ist.

An der Kirchentür.

Zu beiden Seiten unserer Kirchentür finden sich in den Ziegelsteinen bis zu einer Höhe von einem Meter kleine, kreisrunde Vertiefungen mit einem Durchmesser von 2,5 bis 3,5 cm. Diese Näpfchen finden sich an vielen alten Kirchen. Wie mögen sie aber dahin gekommen sein? Was mögen sie zu bedeuten haben? Urkunden geben leider keine Antwort auf diese Fragen, und jede Deutung ist deshalb nur Vermutung. So meinen manche, spielende Kinder hätten diese Löcher zufällig gebildet. Andere Heimatforscher betrachten sie als Zeugen einer Bußübung oder Kirchenstrafe. Mit einem Geldstück oder dem Nagel des Daumens bohrte der Büsser kniend die Vertiefung und löste sich damit von seiner Schuld oder heiligte sein Opfer. Oder haben unsere Vorfahren nach altem Brauch aus vorchristlicher Zeit hier mit dem Feuerbohrer geheiligtes Feuer entflammt? Nur ein glücklicher Zufall kann dieses Rätsel restlos lösen.

Die Glasfabrikation in der Johannahütte zu Schönborn.

Schon zu Beginn des 19. Jhdts. war die Glasfabrikation in dem südwestlichen Teil des Kreises Luckau zu Hause. Die älteren Leute erinnern sich noch der staatlichen Glashütte, Luisenhütte genannt, bei der Försterei Forst am Südabhange des Weinberges bei Dobrilugk gelegen. Infolge der schwierigen Beförderungsverhältnisse für Kohle und Quarzsand lohnte sich die Glasherstellung nicht mehr, und so ging die Luisenhütte in den fünfziger Jahren des 19. Jhdts. wieder ein. Erst im Jahre 1899 wurde in unserer Gegend und zwar in Schönborn, in unmittelbarer Nähe der Braunkohlengrube "Pauline" durch den Glasbläsermeister Ernst Jähde, aus Penzig, der oberlausitzer Glashüttengegend stammend, von neuem der Versuch unternommen, die Glasfabrikation hier einzuführen. Sie besteht nun länger als drei Jahrzehnte, und es darf wohl angenommen werden, daß sie fest gegründet ist. Für die Gründung der Glashütte gerade in Schönborn ist wohl ausschließlich das Vorhandensein der Braunkohle in unmittelbarer Nähe ausschlaggebend gewesen; denn der zur Glasfabrikation notwendige Quarzsand wird heute noch aus der Gegend von Hohenbocka bezogen.

Aus kleinsten Anfängen heraus entwickelte der Gründer das Werk zu einem Unternehmen, das bei Vollbetrieb durchschnittlich 180 männliche und weibliche Arbeiter beschäftigt, und das heute neben einem Schmelzofen mit 14 Häfen, an denen täglich mehr als hundert Glasbläser Arbeit finden, eine besondere Anlage zur Herstellung von Sauerstoff nach dem Lindeverfahren, eine Gasanstalt und eine Schleiferei besitzt.

Die Erzeugung der Glasmasse beruht im wesentlichen auf chemischen Vorgängen. Das Glas ist eine durch Schmelzung bereitete chemische Verbindung von Kieselerde, welche sich in der Schmelzhitze mit Kalium und Natrium verbindet, außerdem aber noch Kalk oder Bleioxyd sowie andere Beimischungen enthält. Die Kieselerde, in Form von weißem Quarzsand, ist in reinem Zustande im Ofenfeuer nicht schmelzbar. Es müssen daher Flussmittel benutzt werden, welche die

Schmelzung der Kieselerde bewirken. Und diese bestehen in Kali und Natron. Die Beschaffenheit des Glases hängt wesentlich von ihrer Auswahl und Menge ab. Mit Natron und Kali allein geschmolzene Kieselerde ist als Glas aber unbrauchbar; man setzt darum der Glasrohmasse entweder Kalk in Form von Marmorstaub oder Bleioxyd (Mennige) zu, um die Rohmasse strengflüssiger, dichter, zäher, elastischer und glänzender zu machen. Das Kali verwendet man in Gestalt der Pottasche (kohlen-saures Kalium), das Natron als Soda (kohlen-saures Natrium) oder Glaubersalz (schwefelsaures Natrium). Durch Bleioxyd wird besonders die Lichtdurchlässigkeit und Strahlenbrechung des Glases hervorgerufen. Der fein zerkleinerten und nach einem bestimmten, durch Versuche ermittelten Mengenverhältnis zusammengesetzten Glasrohmasse, dem Glassatz, fügt man eine beträchtliche Menge von Glasscherben zu, um einestheils die Glasabfälle wieder zu verwerten, dann aber auch den Schmelzpunkt der Rohglasmasse herunterzusetzen. Nachdem diese Rohstoffe in einem Ofen getrocknet und aufs Innigste vermischt worden sind, werden sie in die schon weißglühenden Schmelzgefäße eingetragen. Diese Gefäße, Häfen genannt, sind aus feuerfestem Ton und Chamotte gefertigt und haben meist die Form von großen Schmelzriegeln. Als Feuerungsmaterial dient heute ausschließlich Braunkohlengas. Der Ofen ist entweder rund oder viereckig. In der Mitte unten liegt der Rost, nach oben wird der Ofen durch ein Gewölbe geschlossen. Auf einem Gesims rund um den Rost stehen die Häfen, acht bis vierzehn an der Zahl. Die Wand des Schmelzofens enthält für jeden Hafen ein Arbeitsloch, durch welches die flüssige Glasmasse zur Bearbeitung herausgenommen wird. Durch das Braunkohlengas wird eine Temperatur von 1400 Grad erzeugt. Dies ist notwendig, um die Glasmasse recht gleichartig zu machen und alle fremden Bestandteile auszuscheiden. In diesem dünnflüssigen Zustande kann aber die Glasmasse nicht verarbeitet werden. Darum wird sie bis auf 700 Grad abgekühlt, wo sie zähflüssig bleibt. Und nun beginnt die mechanische Verarbeitung, die gewöhnlich durch Blasen, oft durch Pressen und zu weilen auch durch Gießen erfolgt.

Das unentbehrlichste Werkzeug des Glasbläfers ist die Pfeife, eine etwa 1½ m lange und 4 bis 6 mm weite, eiserne Röhre. Durch wiederholtes Eintauchen derselben entnimmt der Glasbläser dem Hafen eine bestimmte Menge Rohglas und bringt diesen kleinen Klumpen, Kùpel genannt, durch Blasen, Rollen, Drehen und Schwingen in jede gewünschte Form. Da die Bearbeitung längere Zeit dauert, so wird das schon geformte Glase wiederholt in dem Arbeitsloch des Schmelzofens angewärmt, damit es den gehörigen Grad von Bildsamkeit und Weichheit behält. Sind die herzustellenden Hohlkörper von solcher Form, daß die Blasarbeit nur mit großem Zeitaufwande erscheint oder soll eine Reihe von Gefäßen die gleiche Größe und Form erhalten, so bedient man sich zur Fertigstellung bestimmter, zusammenklappbarer Formen aus angefeuchtetem Birnbaumholz oder Eisen, die von jugendlichen Hilfsarbeitern bedient werden. Um ein zu rasches Abkühlen und dadurch ein Reißen oder Spannen in den so geformten Glasgegenständen zu verhüten, bringt man sie in besondere Kühlöfen, wo die Gegenstände bis auf 300 Grad abgekühlt werden und erkalten. Jetzt beginnt die Oberflächenbearbeitung in der Schleiferei mit Hilfe des Sandblaseverfahrens oder der Stichflamme aus Sauerstoff und Gas.

Das Spezialgebiet der Johannahütte ist die Fabrikation von mundgeblasenen Gläsern für die Beleuchtungsindustrie. Trotz Weltkrieg, Inflation und Wirtschaftskrise hat sich die Glasfabrikation der Johannahütte ohne Störung in jeder Form behaupten können, da die Gründung auf fester, solider Grundlage geschah. Wenn auch der Absatz zurückgegangen ist, so wird heute noch der Vertrieb der angefertigten Glaswaren durch Vertretungen in allen größeren Städten Deutschlands und auch im Auslande organisiert. Täglich werden neben 280 Zentnern Braunkohle, die zur Herstellung von Gas dienen, mehrere Eisenbahnwagen mit fertigen Glaswaren nach dem In- und Auslande verschickt. Großbritannien, Holland und Belgien gehören mit zu den Großabnehmern. Ein Beweis für die gute Zusammenarbeit von Leitung und Belegschaft ist die Tatsache, daß heute nach mehr als dreißig Jahren unter der Stammelegschaft mehrere Glasbläsermeister vorhanden sind, die heute noch dort beschäftigt werden. Mit Dankbarkeit gedenken darum die Schönborner Glasbläser noch heute des einstigen Gründers Ernst Jähde und seiner treuen Mitarbeiter.

Grube Hansa der Senftenberger Kohlenwerke Akt.-Ges.

Ganz in der südwestlichen Ecke des Kreises Luckau befindet sich in der Gemarkung des Dorfes Tröbitz das Braukohlenwerk "Grube Hansa". Es ist, nachdem im Jahre 1932 als letzte die Grube Henriette in Poley stillgelegt wurde, das einzige große in Betrieb befindliche Braunkohlenwerk des Kreises.

Unternehmerfirma ist die "Senftenberger Kohlenwerke A.G.", Senftenberg, die dort auch die Gruben und Brikettfabriken "Meurostolln" und Elisabethglück" besitzt.

Mit dem Grubenbetrieb "Hansa" wurde im Jahre 1900 begonnen. Ein Jahr später erfolgte der erste Spatenstich zum Bau der Brikettfabrik. Im Jahre 1906 war der Bau des Werkes nach Ausstattung mit 7 einfachen Brikettpressen, 10 Röhrentrocknern und der dazugehörigen Kessel- und Kraftanlage zunächst vollendet. Diese Einrichtung entsprach einer täglichen Leistung von 500 t Briketts. So war die "Hansa" mit einer Tageserzeugung von 50 Waggons schon ein ansehnliches Werk geworden. Die Kohle erhielt die Fabrik zunächst aus den in der Nähe auf Tröbitzer Flur gelegenen Grubenfeldern. Sie wurde ungefähr je zur Hälfte im Tief- und Tagebau gewonnen und von einer Kettenbahn befördert.

Im Jahre 1907 wurden für die Unterbringung der Belegschaft zwei Familienwohnhäuser für je 12 Familien errichtet. Im nächsten Jahre folgten zwei gleiche Neubauten.

Als der Kohlenvorrat in den Tiefbaufeldern südlich der Staatsbahn Halle - Cottbus seinem Ende zuging, wurde mit dem Aufschluß der nördlich der Bahn gelegenen Felder begonnen.

Vor dem Kriege bestand die Abraumbegschaft aus Ruthenen, die aber bei der Mobilmachung sofort entlassen wurden. Aber auch die übrige Belegschaft wurde durch die Einberufung stark vermindert, sodaß der Betrieb nicht voll aufrechterhalten werden konnte. Abgesehen von den Vorrichtungsarbeiten im Nordfeld, die weiterhin nicht durchgeführt werden konnten, spielte sich der übrige Betrieb nach Einsatz von 240 Kriegsgefangenen wieder einigermaßen ein und konnte mit den wenigen Reklamierten, den alten Leuten und den Gefangenen bis zum Waffenstillstand normal aufrechterhalten werden.

Nach Beendigung des Krieges schwoll die Belegschaft durch die Einführung des Dreischichtsystems auf über 1000 Mann an. Die begonnenen Vorrichtungsarbeiten des Nordfeldes wurden wieder aufgenommen. Der Tiefbau hatte sich wieder bevölkert, Strecken wurden getrieben, Brüche geschlagen, ununterbrochen rollten die kleinen Förderwagen in langer Reihe über die Kettenbahnbrücke, die über die Staatsbahn und Straße führt, der Fabrik zu.

Dem Tiefbau im Nordfeld folgte der Aufschluß des Tagebaues daselbst. Da die Abraummassen des neuen Tagebaues in die ausgekohlten Tagebaulöcher des Südfeldes verkippt werden sollten, mußte eine Verbindung zwischen beiden Feldern geschaffen werden. Dies geschah durch eine Unterführung der Staatsbahn Halle - Cottbus und der Straße Dobrilugk - Tröbitz. Statt der veralteten Kettenbahn wurde der Transport der Rohkohle nach der Fabrik durch Großraumwagen eingeführt. Mit je 5 Wagen von 15 t Fassungsvermögen fuhren die Kohlenzüge, wie sie heute noch fahren, entlang der Straße den Kohlenbahndamm hoch nach dem rund 1100 cbm fassenden Kohlenbunker der Fabrik.

Mit der Zeit wurden die Abbauverhältnisse immer schwieriger. Der ungewöhnlich hohe Druck im Tiefbau bedingte im Jahre 1926 die Stilllegung desselben, und es wurde seither nur noch aus dem Tagebau gefördert. Aber auch der Tagebaubetrieb wurde mit dem Fortschreiten immer ungünstiger, d.h. bei gleichbleibender Kohlenstärke wurde das Deckgebirge mächtiger. Durch die immer schlechter werdenden Deckgebirgsverhältnisse mußten Maßnahmen erwogen werden, um die stark anwachsenden Abraumkosten einzuschränken. Bisher waren die gebaggerten Abraummassen in lange Züge verladen worden, die dann große Strecken zurücklegen mußten, um ihre Massen in weit entfernte, verlassene Tagebaugruben abzukippen. Daher entschloß sich die Firma nach Durch-

arbeitung vieler Pläne, bei der "Allgemeinen Transportanlagen-Ges.m.b.H. Leipzig" eine Abraumförderbrücke in Auftrag zu geben. Der Betrieb mit Förderbrücken war zu dieser Zeit noch etwas ganz neues auf dem Gebiet der Abraumtechnik. Eine einzige Brücke war erst seit kurzem im Nachbarkreis Liebenwerda auf der Grube "Agnes" der Plessaer Braunkohlenwerke in Betrieb. Diese Brücke war aber entsprechend den von ihr zu bewältigenden Abraummassen bedeutend kleiner als die Hansabrücke werden mußte. Von den beiden anderen, vor der Hansabrücke in Auftrag gegebenen Brücken wurde die eine erst in dem Konstruktionsbüro ausgearbeitet, die andere befand sich im Bau. Wenn auch durch die Plessaer Anlage die Möglichkeit eines Abraumbetriebes durch Transportbrücken festgestellt wurde, so erbrachte die Förderbrücke auf der Hansa erst den Beweis ihrer Wirtschaftlichkeit. Abgesehen von der Ersparnis an Arbeitskräften auf den Kippen und an dem Zug- und Lokomotivpersonal, fielen auch die Unterhaltskosten des rollenden Materials (Abraumwagen und Lokomotiven) fort. Die Neubeschaffung und Instandhaltung der vielen und langen Gleise von den Baggern nach den Kippen wurden ebenfalls erspart.

So hat sich der Gruben- und Abraumbetrieb zu dem heutigen Stande entwickelt.

Auch die Fabrik hat sich im Laufe der Jahre vergrößert und den technischen Fortschritten der Zeit angepaßt.

Nachdem wir nun einen Einblick in das Werden und Wachsen des Werkes gewonnen haben, wollen wir einmal einen Rundgang machen, um die Gruben- und Fabrikanlagen in ihrer jetzigen Gestalt kennen zu lernen, wollen die Entstehung und Herstellung der Briketts miterleben und erfahren, daß zu einem Brikett nicht nur die Gewinnung der Kohle, das Zerkleinern, Trocknen und Pressen gehört, sondern noch viel andere Arbeit geleistet werden muß, die nicht unmittelbar mit der Erzeugung der Briketts zusammenhängt.

Wir kommen vom Bahnhof Schönborn. Der Weg führt uns an den schmucken Häusern der Siedlung Eichwald vorüber. Sie liegen in blühenden Vorgärten an der Straße nach Tröbitz. Diese mehr als dreißig Häuser wurden von der Siedlungsgesellschaft "Bergmannsheim, Senftenberg" für die Bergarbeiter der Grube Hansa gebaut und den Bewohnern Gelegenheit gegeben, sie zu erwerben, was auch durchweg geschah.

Am letzten Haus der Siedlung angelangt, verlassen wir die Straße, biegen nach rechts ein und überschreiten die Bahn. An einem sonnigen Augusttag begrüßt uns hier die märkische Heide in ihrer blühenden Pracht. Noch einige hundert Meter weiter, und wir stehen am Rande des Tagebaues. Hat uns auf dem Wege hierher die Schönheit der Natur mit ihren zarten Farben erfreut, so stehen wir jetzt überwältigt von der mächtigen Schönheit der modernen Technik. Gerade ausgerichtet ziehen von Süden nach Norden die einzelnen Bagger- und Kippfronten, vor uns von Ost nach West, den Tagebau überspannend, die gewaltige, aber trotz ihrer Massen schlank erscheinende Förderbrücke. Kein starres, unbewegliches Bauwerk wie andere Brücken, sondern auf Gleisen fahrbar in seiner ganzen Ausdehnung, mit all seinen schweren Eisenmassen. Es ist ein Werk deutscher Technik, deutscher Ingenieurkunst und deutscher Arbeiterfaust. Tief unten, sich von den hellen Sandmassen abhebend, liegt der dunkle Streifen der freigelegten Kohlenfläche. An der Kohlenkante entlang, ebenfalls in nordsüdlicher Richtung, die Bagger- und Kohlengleise, darauf die Kohlenbagger und die Kohlenzüge mit ihren qualmenden Lokomotiven. Auf der Kohlenfläche verteilt sehen wir Leute, die uns von hier oben ganz klein scheinen, bei ihren verschiedenen Arbeiten. Hier ist eine Kolonne damit beschäftigt, die letzten Sand- und Bodenreste an die Abraumböschung heranzusetzen und die Kohle sauber zu fegen. Andere arbeiten an den Gleisen und halten diese instand oder ziehen Wassergräben, damit das Grundwasser den Pumpen zulaufen kann. Strecken werden in die Kohle getrieben, um sie zu entwässern. Pumpen, die wir allerdings von oben nicht sehen können, da sie in der Kohle stecken, drücken das Grundwasser in die Hauptwasserstation, von wo aus es durch einen Pumpenschacht an die Tagesoberfläche gehoben wird und in Geflüdern und Gräben der Schwarzen Elster zufließt. Wir merken also schon hier die vielseitige Arbeit des Braunkohlenbergmannes.

Nachdem wir nun das schöne Bild des Tagebaues in uns aufgenommen haben, wollen wir uns auch einige technische Zahlen mitteilen lassen. Die Kohle hat hier eine durchschnittliche Mächtigkeit von 5 m. Sie liegt ziemlich söglich, d.h. horizontal. Auf ihr lagern die Abraummassen in einer

Höhe von 25 bis 45 m. Diese werden von zwei Buckauer Baggern abgetragen und durch die Brücke über die Kohle hinweg auf das abgebaute Tagebaufeld abgekippt. Der erste Bagger ist ein Hochbagger, da er seine Massen von oben nach unten, also aus der Höhe, schneidet. Seine Eimer fassen rund 500 Liter. Die von ihm gebaggerten Massen werden durch eine kleine Zubringerbrücke der Hauptförderbrücke zugeleitet. Der in der Brücke eingebaute Tiefbagger holt seine Massen aus der Tiefe und wirft sie auf das Hauptband, das sie gemeinsam mit den Hochbaggermassen nach der Kippe bringt. Die Eimer des Tiefbaggers haben einen Inhalt von 700 Litern. Die Förderbrücke hat eine Spannweite von 130 m. Sie besitzt zwei Ausleger, von denen der größere schräg ansteigende 70 m lang ist. Das Gesamtgewicht der Brücke beträgt ohne Hochbagger rund 1500 t. Sie ruht auf zwei Fahrwerken, von denen das baggerseitige 32 Räder hat. Das Fahrwerk unter der ungefähr 25 m hohen Brückenstütze läuft auf 56 Rädern. Die Stromversorgung der elektrisch angetriebenen Förderbrücke erfolgt von der Kraftzentrale der Fabrik. Die Spannung beträgt 3000 Volt. Die Förderbrücke einschließlich des Hochbaggers benötigt eine Kraft von 1100 PS. 1300 cbm werden von den beiden Baggern und der Brücke stündlich befördert. Seit dem Herbst 1927 ist die Förderbrücke in Betrieb, rund 35,5 Millionen cbm Bodenmassen hat sie seither über die freigelegte Kohle hinweg in den ausgekohlten Tagebau gebracht. Längs der südlichen Markscheide läßt sie einen Einschnitt offen, um für die Kohlenzüge eine Ausfahrt zur Fabrik zu haben. Werfen wir noch zum Abschied einen Blick auf die weite, über 400 Mg große Kippfläche, so bemerken wir auch hier Leben. Die fünf kleinen Punkte in weiter Ferne sind fünf Arbeiter, die mit einem Planiergerät, das sich das Werk selbst gebaut hat, die oft über mannshohen aufgekippten Rippen einebnen, um die Flächen für Neuanpflanzungen vorzurichten. Ungefähr ½ Morgen wird mit diesem Gerät von den fünf Mann in schwerer Tagesarbeit eingeebnet.

Der Weg führt uns nun wieder zurück zur Straße. Jetzt erfahren wir auch, welchen Zweck die viereckigen, ausgemauerten Teiche, an denen wir auf dem Hinweg schon vorbeigekommen sind, dienen, es sind Klärbassins, in denen sich der feine Sand und Schlamm des gehobenen Grubenwassers absetzt, bevor es nach der Schwarzen Elster geleitet wird.

Folgen wir nun der nach Tröbitz führenden Straße, so lenkt eine hohe Abraumkippe unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie entstand aus dem Bodenmassen des nördlichen Tagebaues, die einst unzählige Abraumzüge über dem ausgekohlten südlichen Tagebau auftürmten. Heute ist sie und ihre Böschungen mit jungem Laubholz bepflanzt, um in einigen Jahren die kahlen, grauen Flächen mit saftigem Grün zu bedecken. Einige Schritte weiter, und wir überschreiten die Unterführung der Kohlenbahngleise, auf welchen die Kohlenzüge zwischen Grube und Fabrik verkehren. In nächster Nähe dieser Unterführung befindet sich linker Hand der Straße die Reparaturwerkstatt für Grube und Abraum. Auch hier muß allerlei Arbeit geleistet werden, um den rauen Gruben- und Abraumbetrieb instand zu halten und auch maschinelle Verbesserungen durchzuführen. Dann schließen sich die Gärten der nun folgenden Bergarbeiterhäuser an, früher einmal Baracken für die Kriegsgefangenen, heute zu hübschen Häuschen mit kleinen Vorgärten umgebaut. Und wenn wir nun die alte Kettenbahnbrücke, das Wahrzeichen der ehemaligen Kettenbahn, hinter uns haben, befinden wir uns im Bereich der Fabrik.

Schon von weitem haben wir die für jede Brikettfabrik eigentümlichen kleinen Schloten bemerkt, aus denen der Dampf herausströmt. Dieser Dampf hat mit der Kesselanlage der Fabrik nichts zu tun, sondern ist das dampfförmige Wasser, das aus der Kohle herausgetrocknet wird. Eine Brikettfabrik kann man ansehen als ein Werk, welches das Naturprodukt "Braunkohle" dadurch veredelt, daß dort sein natürlicher Wassergehalt auf ein gewisses Maß heruntergetrocknet wird. Nach dem Trocknungsvorgang bringt man die Kohle in eine handliche Form, die Presskohle oder das Brikett. Gar vielfältig sind die Arbeitsvorgänge, denen die Kohle unterworfen wird, bis aus den ankommenden Rohkohlestücken das fertige Brikett geworden ist.

Wir beginnen unsern Rundgang durch die Fabrik im Rohkohlenbunker. In seinem unteren Teile befinden sich Walzwerke, welche die Förderkohle aus den Bunkertaschen herausholen und dabei mit ihren Stacheln die allzu großen Stücke bereits vorebrechen. In ununterbrochenem Strome fließt die Förderkohle auf einem breiten Transportband hinauf nach dem Naßdienstgebäude, wo die eigentliche Bearbeitung der Kohle beginnt. Über 3000 t Kohle müssen täglich über dieses Band lau-

fen. Ein Mann liest von dem laufenden Bande besondere Stücke ab, von denen wir uns eins geben lassen. Wir bemerken mit Erstaunen, daß er ein Stück Holz herausgenommen hat und erfahren, daß es sich um einen Teil einer Pflanze handelt, die vor Jahrmillionen hier gewachsen ist; denn die Braunkohle ist durch die Vermoorung gewaltiger Urwälder, die damals hier gestanden haben, entstanden. Dieses kleine Stück Holz ist dem Vermoorungs- und Verkohlungsprozess nicht zum Opfer gefallen und trotz seines Alters noch so gut erhalten, daß es der Fachmann ohne weiteres als ein Überbleibsel eines subtropischen Gewächses erkennen kann.

Die aus der Grube geförderte Kohle ist von absolut verschiedener Größe. Wir finden Stücken und auch Klarkohle. Diese Kohle ist für die Brikettfabrikation ohne Aufbereitung nicht zu gebrauchen, sondern es kommt darauf an, ein ganz und gar gleichmäßiges Korn herzustellen, aus dem man dann ein gutes Brikett pressen kann. Die Bearbeitung der Kohle von der Förderkohle zur Brikettierkohle findet nun in dem Naßdienstgebäude statt. Dieses Gebäude hat seinen Namen daher erhalten, weil die Kohle dort noch grubenfeucht, also naß verarbeitet wird. Weitaus die Hälfte der geförderten Kohlenbestandteile, nämlich etwa 57 %, besteht aus Wasser. Um ein gleichmäßiges Korn zu erzielen, muß die feuchte Kohle zunächst durch ein Walzwerk laufen, wo die allzu großen Stücke zerquetscht werden. Dann muß die Kohle durch gewaltige Schleudermühlen hindurchlaufen, in denen auch die kleineren Stücke noch zerschlagen werden, und endlich gelangt sie noch auf große Schwingsiebe, auf denen das brikettfertige Gut von den noch zu groß gebliebenen Stücken getrennt wird. Letztere wandern auf einem Band hinüber nach dem Kesselhause und werden verfeuert, während die gleichmäßig gewordene Brikettierkohle ihrer nächsten Verarbeitung zugeführt wird, nämlich der Trocknung.

Im Trockenhause drehen sich 12 dampfbeheizte Trommel- oder Röhrentrockner, durch deren zahlreiche Rohre die feingemahlene Brikettierkohle hindurchgeleitet wird. Der größte dieser Trockner ist nicht weniger als 8 m lang, mißt 3,6 m im Durchmesser und enthält die große Zahl von 733 Rohren, die zusammen eine Heizfläche von 1820 qm ergeben. Mit 57 % Wasser tritt die Kohle in den Trockner ein, den sie in 20 Minuten durchläuft. Dabei wird der größte Teil ihres Wassergehaltes durch die Hitze des Dampfes herausgetrocknet. Der entweichende Wasserdampf enthält eine große Menge feinsten Kohlenstaubes, der durch eine elektrische Gasreinigungs- oder Entstaubungsanlage fast restlos niedergeschlagen und der Fabrikation wieder zugeführt wird.

Die aus dem Trockner kommende Kohle hat eine Temperatur von 85 - 90° C und kann mit dieser Wärme nicht verpreßt werden. Durch Förderschnecken gelangt nun die getrocknete und heiße Kohle in das Kühlhaus, wo sie in groß bemessenen Jalousiekühlern langsam heruntergleitet. Ihr entgegen zieht ein durch große Schlotte hervorgerufener leichter Luftstrom, der ihr die Wärme abnimmt, sodaß die Temperatur nach dem Durchlaufen des Kühlhauses ja nach der Jahreszeit nur noch 35 bis 45° C beträgt.

Wieder wird die Kohle durch Schnecken befördert und gelangt nun nach dem Pressenhause. In einer Reihe stehen hier 13 mit Dampf angetriebene Brikettpressen, die mit dem gewaltigen Druck von 1500 Atmosphären ohne Zuhilfenahme irgendeines Bindemittels aus der lose ankommenden, getrockneten und gekühlten Kohle das feste, schwarz glänzende Brikett formen.

In langen Strängen treten die Briketts aus der Presse heraus, und jeder in der Presse neu gebildete Stein schiebt den Strang soviel weiter, als er selbst dick ist. Dabei entsteht das eigenartig klatschende Geräusch, das ein weiteres Merkmal einer jeden Brikettfabrik ist.

Durch den hohen Druck in der Presse sind die Steine sehr heiß geworden. Damit sie fester werden und auch den Witterungseinflüssen auf der unter Umständen sehr langen Eisenbahnfahrt besser standhalten können, werden sie in besonderen Kühlvorrichtungen, den Kühlschränken, soweit herabgekühlt, daß sie fast die Tagestemperatur erreichen. Erst dann gelangen sie in die Eisenbahnwagen. Auf Waggonwaagen wird das Gewicht der herausgehenden Brikettwagen geprüft, von der "Expedition" bezettelt und schließlich durch eigene Lokomotiven nach dem Reichsbahn - Güterbahnhof "Grube Hansa" gebracht, wo sie die Reichsbahn übernimmt, in ihre Güterzüge einstellt und dann den Verbrauchern zuführt.

Große, überdachte Lagerschuppen können gewaltige Brikettmengen in den Zeiten aufnehmen, in denen der Absatz stockt.

Sehr groß sind die Dampf- und elektrischen Kraftmengen, die ein Braunkohlenbergwerk und eine Brikettfabrik benötigen. Der Dampf wird in großen Kesselanlagen mit 22 Zweiflammrohrkesseln erzeugt. Außer den mit Dampf betriebenen Brikettpressen versorgt die Dampfkesselanlage die elektrische Zentrale, in der mit zwei Kolbenmaschinen, die zusammen 2300 KW leisten, der ganze Strombedarf für Förderbrücke, Bagger und sämtliche Motoren und außerdem der gesamte Lichtstrombedarf erzeugt wird. Licht- und Kraftstrom wird auch an das Dorf Tröbitz und die Siedlung Eichwald abgegeben. Die Deutsche Reichsbahn bezieht auch eine geringe Menge Lichtstrom vom Werk.

Auf unserer Wanderung durch die Fabrik treffen wir noch auf verschiedene Werkstätten. Auf funkensprühenden Schleifmaschinen werden die Brikettformen in der Schleiferei wieder frisch geschliffen. Obgleich sie aus bestem Stahl bestehen, werden sie durch die Kohle und den hohen Stempeldruck in der Brikettpresse stark abgenutzt. Sie müssen, um ein gutes Brikett herzustellen, von Zeit zu Zeit neu geschliffen werden. Im gleichen Raum werden die Pressenstempel graviert. Sie drücken dem Stein in der Presse den Namen "Troll" auf.

Wir kommen weiter an mechanischen Werkstätten, wie Schmiede, Schloßerei, Dreherei und Schweißerei vorbei, in denen die nötigen Reparaturen vorgenommen werden und auch Neuanlagen entstehen. Erforderliche Holzarbeiten werden in eigener Tischlerei und Zimmerwerkstatt erledigt.

Technische und kaufmännische Büros, ein Laboratorium, ein Unterrichtszimmer für Lehrlinge und ein guteingerichtetes Sanitätszimmer befinden sich auch auf dem Werke.

Auf unserm Rundgang sahen wir Grünanlagen auf dem Fabrikhofe; wir konnten einen Blick in die sauberen Bade- und Umkleieräume und auch in die schön ausgestattete Zechenstube, den Aufenthaltsraum für die Gefolgschaft, werfen.

Wir verlassen die Grube Hansa mit der Erkenntnis, daß gewaltige Einrichtungen und vielseitige Arbeit nötig sind, um die Braunkohle aus der Erde zu gewinnen und aus dem Naturprodukt das Brikett herzustellen.

Glück auf!

Crinitzer Töpferkunst.

Crinitz liegt im mittleren Teil unseres Kreises zwischen bewaldeten Hügeln, den nordwestlichen Ausläufern des Lausitzer Grenzwalles. Es ist ein alter Töpferort. Wie in altersgrauer Vorzeit dreht hier heute noch der Töpfer mit flinken Beinen hurtig seine Scheibe. Das eichene Fußblatt mancher Scheibe ist schon sehr alt und durch den Gebrauch von Generation zu Generation mehr ausgetreten und ausgehöhlt worden.

Im Tagebau wird der Ton der Erde entnommen und längere Zeit den Witterungseinflüssen ausgesetzt, wodurch er viele, bei der Verarbeitung nachteilige Eigenschaften verliert. Dann kommt der Ton in die Tonsümpfe des Betriebes und wird hier unter Wasser gesetzt. Früher wurde er nach dem Einsumpfen mehrmals mit einer Art Schnittmesser geschabt und mit den Füßen getreten. Heute verrichten Maschinen diesen Arbeitsgang. Zwischen Walzen wird die Tonmasse zerrissen und gequetscht und durch einen Schneckengang innig vermengt. Dann nimmt sich der Töpfer den Ton und knetet und wälzt sich daraus die entsprechend dem zu arbeitenden Stück mehr oder weniger großen Klumpen Ton. Er wirft einen Klumpen mit Geschick auf die Mitte der Töpferscheibe, die aus Eichenholz besteht und unten noch eine größere Scheibe, das sogenannte Fußblatt hat. Dieses Fußblatt stößt er mit dem rechten Fuß vorwärts. Gleichzeitig zieht er es mit dem linken Fuß zurück und bringt so die Scheibe in drehende Bewegung. Schneller und schneller dreht sie sich, und der Töpfer drückt den Tonklumpen mit nassen Händen in die Mitte der Scheibe. Darauf bohrt er mit den Daumen ein Loch in die Mitte des Tonklumpens und zieht diesen soweit auseinander, wie es die Bodenweite des zu arbeitenden Stückes erfordert. Mit einem ovalen Stück Pflaumenbaumholz glättet er nun den Boden. Aber immer dreht er dabei fleißig die Scheibe mit den Füßen. Ist der Boden glatt, so greift der Töpfer kräftig an und schiebt mit kunstgeübten Griffen den Ton höher und höher. Mit Hilfe eines rechteckigen Brettchens aus Pflaumenbaumholz zieht und weitert er das Gefäß entspre-

chend aus. In einem Tonklotz neben der Scheibe steckt ein Hölzchen, das ihm Höhe und Weite seines Arbeitsstückes anzeigt. So wird nun ein Stück nach dem anderen fertig und mit einem dünnen Stahldraht von der Scheibe abgeschnitten. Kleinere Gefäße hebt er mit den Händen, größere mit einem Abhebergerät vom Holz ab. Ganz kleine hascht der geschickte Töpfer mit flinkem Griff von der Scheibe, während diese sich in schnellster Umdrehung befindet. Die fertigen Stücke werden fein säuberlich in Reih und Glied auf ein Brett gesetzt. Ein gutes Augenmaß, Formensinn, Geschick und jahrelange Übung sind erforderlich, um ein guter Töpfer zu werden.

Wenn aus der frisch gedrehten Ware etwas Wasser verdunstet, sie so zu sagen lederhart geworden ist, werden die Henkel oder Muschelgriffe angesetzt. Nun muß die Ware noch einige Stunden stehen und etwas abhärten. Dann wird sie innen glasiert. Hierzu nimmt man in Crinitz eine reine Erdglasur. Sie sieht aus wie Lehm und steht in Breitenau von der Oberfläche bis zu 5 m Tiefe an. Diese Glasurmasse wird in Wasser aufgeweicht, durch ein feines Haarsieb geschlagen, und dann werden die Gefäße damit ausgespült. Wird bei uns weißglasiertes Steinzeug hergestellt, so überzieht man es vor dem Trocknen mit weißem Meißener Glasurton und nach dem Trocknen mit Feldspat.

Nach dem Glasieren muß die Ware noch einige Tage trocknen. Dann wird sie Reihe an Reihe und Schicht bei Schicht in den Brennofen eingesetzt. Der Eingang des vollen Ofens wird zugemauert. Bei den in Crinitz gebräuchlichen Cassler- oder Deutschen Öfen mit durchstreichender Flamme bleibt der obere Teil des Eingangs offen. Durch diese Öffnung wird bei Holzfeuerung das Holz hineingesteckt. 12 bis 15 rm (Raummeter) Holz braucht solch ein kleiner Ofen, bis er gut gebrannt ist. Das dauert je nach Größe des Ofens und Art der Ware 28 bis 36 Stunden. Der Brennvorgang ist zu Beginn eigentlich nur eine Fortsetzung des Trocknens. Die Ware enthält nämlich immer noch 5 bis 8 % anorganisches Wasser, das erst bei einer Erhitzung auf 120 Grad ausgetrieben wird. Das Brennen mit Holz erfordert größte Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit und besondere Kenntnisse der Vorgänge im Ofen. Nur jahrelange Arbeit, größtes Interesse und Liebe zum Beruf erbringen tüchtige Brenner. Das anfangs kleine Feuer wird nach und nach gesteigert. Ist die Erhitzung auf ungefähr 1200 Grad gestiegen, so nähert sich der Brennvorgang seinem Ende. Der Brenner holt mit einem Haken durch eines der seitlichen Löcher eine Probe heraus. Zeigt sich die Glasur gut ausgeflossen (bei 1230 - 1280 Grad), so wirft er vergälltes Salz ins Feuer. Die sich hierbei entwickelnden Dämpfe überziehen das Steingut mit dem für diese Ware charakteristischen, ewig haltbaren Glanz, der weder rißig wird, noch sonstige Nachteile mancher Glasuren hat. Nach Beendigung des Brennens wird das Feuerungsloch zugesezt, und langsam beginnt nun die Abkühlung. Sie dauert je nach Größe des Ofens 3 bis 8 Tage. Dann wird der Eingang wieder geöffnet und die Ware dem Ofen entnommen. Nun muss sie noch sauber abgeputzt und auf Bruch nachgeprüft werden. Dann ist sie versandfertig für die Reise in Deutschlands Gaue.

Die Nachkriegszeit brachte der Crinitzer Töpferei nach einigen Jahren einer Scheinkonjunktur viele Jahre schwerster Krise. So mancher Betrieb stellte sich auf Steinzeugröhren um, die maschinell hergestellt werden. Andere versuchten es mit anderen Artikeln. Seit 1933 geht es aber stetig aufwärts. Nicht nur die Steinzeugröhren-Fabriken erleben durch die vielen Straßen- und Kanalisationsbauten einen kaum geahnten Aufschwung, sondern auch die vielen kleinen Töpfereien blühen wieder auf, und von Jahr zu Jahr steigend wächst die Nachfrage nach den Erzeugnissen der Crinitzer Steinzeugtöpfereien. Dies ist um so erfreulicher, als es sich hier um ein altes, schönes und bodenständiges Handwerk handelt. Von deutschen Handwerkern mit Liebe und Sorgfalt aus deutscher Erde geformt, mit deutschem Holz gebrannt, so wandern die Crinitzer Töpferwaren hinaus bis in die entlegensten Winkel unseres Vaterlandes. Schwer und mühevoll ist auch die Arbeit des Töpfers; aber sie bringt ihm doch innerliche Befriedigung. Keine Maschine treibt ihn und bestimmt das Tempo seines Schaffens. Ganz persönlich arbeitet er, Fleiß und Geschick sind maßgebend für die Höhe seines Lohnes. Groß ist das Risiko, und hoch sind die Unkosten der Meister, gering ist oft der Gewinn; aber die Liebe zum Beruf läßt manche Enttäuschung leichter ertragen. Jeder tüchtige und richtige Töpfer hat seinen Berufsstolz. Er kommt in dem alten Töpferspruch zum Ausdruck:

“Wir Töpfer,
Wir gleichen all dem Schöpfer,

aus Erde schaffen wir!“

Crinitz hat heute 16 Töpferbetriebe, darunter zwei Großbetriebe: Gustav Krüger mit etwa 200 und Emil Bühler mit etwa 80 Mann Belegschaft.

Golßen.

Golßen ist ein kleines Ackerbürgerstädtchen im Norden unseres Kreises. Es liegt am östlichen Abhang einer Hochfläche, die im Klinkenberg bis 75,2 m ansteigt. Diese Anhöhe ist ein Vorberg des Flämings und erhebt sich wie eine Insel aus den Niederungen des Baruther und Dahmetalles. Etwa zwei Kilometer ostwärts beginnt hinter Prierow die Dünenkette, die sich bis Lübben hinzieht und schon in früherer Zeit als Verkehrsweg benutzt wurde. Bei Golßen durchquerte dieser wichtige Weg das sumpfige Tal auf Knüppeldämmen, und so erlangte der Ort in kriegerischen Zeiten eine ziemliche Bedeutung. Deshalb stand hier schon im frühen Mittelalter eine Burg, und lange Jahrzehnte hielten die Stutterheims als Burgvögte treue Wacht. In einer Urkunde vom Jahre 1397 wird Golßen als Stadt genannt. 1786 hatte es 572, im Jahre 1814 564 Einwohner. Heute zählt der Ort etwa 1700 Seelen.

Golßen, ein freundliches Landstädtchen. Die vielen Wiesen ringsum füllen die Scheunen mit duftendem Heu. Auf den fruchtbaren Äckern gedeiht der berühmte Kohl, die zarte Sellerie und feiner Tabak. Täglich kommen die Milchwagen aus den umliegenden Dörfern zur Molkerei. Gewaltige Kartoffelmengen wandern in die Stärkefabrik und ergeben feinstes Kartoffelmehl. In der Gärtnerei von Schlombach werden unzählige Kakteen gezüchtet, die in alle Welt versandt werden. Zahlreiche Handwerker versorgen die Stadt und die Umgebung mit den Erzeugnissen ihrer fleißigen Arbeit.

In der schönen Turnhalle, auf dem Sportplatz und in der Badeanstalt tummelt sich jung und alt.

Das Arbeitsdienstlager bringt Belebung auf mancherlei Art.

Vorgeschichte.

Bei Feld- und Forstarbeiten, bei Graben- und Straßenbau werden in der Erde oft Töpfe oder Topfscherben gefunden. Auf manchen Äckern liegen viele solcher Scherben an der Oberfläche, aber wir gehen meistens achtlos daran vorüber. Leider kommt es noch oft vor, daß die Gefäße zerschlagen werden. Sie sind aber von unschätzbarem Wert für die Erforschung unserer Geschichte, weil sie die einzigen Zeugen aus grauer Vorzeit sind, die uns Kunde von der Art und dem Leben der Völker geben, die lange vor uns unsere Heimat besiedelt und bewohnt haben. Durch die mühsame Arbeit unserer Forscher erhalten wir ein Bild jener längst versunkenen Kulturen. Um diese wichtige Arbeit nicht zu gefährden, bestimmen unsere Gesetze, daß die Bodenaltertümer geschützt sind, und daß jeder Bodenfund sogleich dem berufenen Vertrauensmann gemeldet werden muß. So kann jeder an seinem bescheidenen Teil der Forschung helfen. Es ist nur ein Scherben, den wir da in der Hand halten, aber ein Schauer der Ehrfurcht ergreift uns; vor Jahrhunderten, Jahrtausenden, in der Bronzezeit hat ihn ein Mensch wie wir so fein gebildet, mit schönen Verzierungen versehen und sich am fertigen Werk erfreut. Die Töpferscheibe war noch nicht im Gebrauch, und wenn du nun versuchst, einen ähnlichen Topf zu formen - aber natürlich auch ohne Töpferscheibe - so wirst du merken, wie geschickt diese Töpfer der Bronzezeit waren. Überall, wo sie früher wohnten, finden wir heute ihre kunstvollen Gefäße und können dadurch ihr Siedlungsgebiet bestimmen: das südl. und östl. Brandenburg, das angrenzende Sachsen bis zur Saale, das westl. Polen bis zur Weichsel, Böhmen, Schlesien und weiter nach Südosten das Donauland.

“Illyrer“ wird dieses Volk heute genannt, und ihre hochentwickelte Töpferkunst, durch die sie sich von ihren Nachbarvölkern unterschieden, wird als Keramik der “Lausitzer Kultur“ bezeichnet.

net. Diese Illyrer sind auch die Erbauer der Rundwälle. Sie legten sie zum Schutz gegen die vordringenden Nachbarn an wichtigen Stellen ihres Landes an. Auch in unserm Kreise sind solche Anlagen noch erhalten, der Horstberg bei Zützen, die Ringwälle bei Kasel, Gießmannsdorf, Riedebeck und an anderen Orten. Östlich von den Illyrern wohnten die Slaven, nördlich und nordwestlich die Germanen und westlich die Kelten.

Die Dörfer der Illyrer waren auf trockenen Anhöhen angelegt. Zahlreiche Scherben auf unseren Äckern kennzeichnen noch heut diese Siedlungsstellen. Dichter Wald und unwegsamer Sumpf boten Schutz gegen Überfälle. Aus Baumstämmen und Stangen, Lehm und Schilf waren die Häuser erbaut. Starke Pfosten wurden im Rechteck senkrecht eingegraben. Sie waren am unteren Ende angekohlt und standen auf untergelegten Feldsteinen. Armdicke Stangen wurden mit Weidenruten dichtaneinander waagrecht an die Pfosten gebunden und die so entstandenen Wände mit einer Lehmschicht beworfen. Das Satteldach, wie wir es ja meistens heute noch haben, wurde mit Schilf oder Stroh gedeckt. Eine Querwand teilte den Innenraum, und in dem größeren war die Herdstelle, aus Feldsteinen zusammengesetzt. Hier wurde das kostbare Feuer sorgsam gehütet. Hier briet an offener Flamme das Fleisch von Elch und Ur. Auch der Biber wurde gejagt, wie auf dem Horstberg bei Zützen gefundene Knochenteile dieses Tieres zeigen. In Feld und Wald wurden die Früchte gesammelt und der Überfluß in großen Vorratsgefäßen für den Winter aufbewahrt. Mit der Handmühle mahlten sie aus dem geernteten Getreide das grobe Mehl. Emsig spannen und webten die Frauen oder formten die verschiedenartigsten Töpfe. Von fern her brachten Händler die seltenen Bronzegegenstände und -schmucksachen. Kupfer und Zinn fanden sich nicht im Lande, und so ist auch die Bronzezeit von den Illyrern in unserer Heimat wenig geübt worden. Bedeutende Personen, Häuptlinge und ihre Frauen, trugen Goldschmuck. Spiralen und Zierplättchen aus diesem edlen Metall wurden in unserm Kreise bei Sonnewalde, Schönewalde i.Spr., Freiwalde und Niewitz, goldene Stirnbänder bei Hörlitz und Lauta im Kreise Kalau gefunden.

Zahlreich sind die Begräbnisstätten der Illyrer, und obwohl schon viele bekannt sind, werden immer wieder neue entdeckt. Unsere Heimat ist also damals dicht besiedelt gewesen, weil die Bevölkerung in langen, friedlichen Zeiten zu Wohlstand kam und wuchs. Gewiß gibt es auch auf eurer Dorfmark einen Urnenfriedhof. Er steht unter unserm besonderen Schutz; denn hier ruhen die Toten der Bronzezeit. Auf dem Brandplatz an der Seite des Totenfeldes schichteten die Freunde des Verstorbenen den Holzstoß auf. Unter feierlichen Bräuchen wurde der Tote hinaufgelegt und von dem heiligen Feuer verzehrt. Die Knochen wurden aus der Asche gesammelt und in bestimmter Reihenfolge (Glieder-, Rumpf- und Schädelknochenreste) in eine Urne gelegt, mit einer großen Schale zugeeckt und in einer flachen Grube bei den älteren Gräbern beigesetzt. Aber damit war das Leben nicht aus. Nur der irdische Körper war dahin, die Seele lebte im Totenreich weiter. Deshalb wurde in den Boden der Urne vorsichtig das "Seelenloch" gebrochen. Nun konnte die Seele des Toten ein- und ausgehen, wie einst im Leben sein Atem über die Lippen kam und ging. Deshalb brachten Verwandte und Freunde ihre letzten Gaben, Schalen, Töpfe und Kännchen mit Speise und Trank, die sorgsam um die Urne mit dem Leichenbrand gestellt wurden. Zuletzt wurden faust- bis kopfgroße Feldsteine um die Gefäße gelegt und die Gräberstätte mit Erde überdeckt. Noch heute fühlt der aufmerksame Beschauer dieser alten Begräbnisstellen die Liebe und Verehrung, mit der die Bronzezeitleute die Ruheplätze ihrer Toten umgaben.

Ein Jahrtausend, von 1500 bis 500 v.Chr., haben die Illyrer unsere Heimat bewohnt. Oderabwärts reichte ihr Gebiet bis zur Ostsee, und auch die heutige Mittelmark hatten sie besiedelt. Ihre Kultur hatte sich in langen Friedenszeiten zu reicher Blüte entfaltet. Da drohte vom Nordwesten her feindlicher Einfall. Es waren die Germanen, die landhungrig vordrängten. Dem stärkeren Feind suchten die Illyrer in Burgen Widerstand zu leisten. Aber mit Ungestüm eroberten die Heerhaufen des nordischen Volkes ein Bollwerk nach dem anderen. Immer weiter wurden die Illyrer zurückgedrängt.

Da kam um 500 v.Ch. aus dem Osten neuer Schrecken. Es waren die Skythen, Reiterscharen, die aus den östlichen Steppengebieten raubend und plündernd in die reichen Siedlungsgebiete der Illyrer einfielen. Rauchende Trümmer zeigten den Weg, den sie genommen hatten. Kein Buch gibt uns von den Geschehnissen Kunde, aber die dreiflügeligen Pfeilspitzen, die nur die Skythen

hatten, und die im Brandschutt vieler illyrischer Burgen gefunden wurden, dazu der prächtige skythische Goldschmuck von Vetersfelde bei Guben, reden eine deutliche Sprache. Diesem Ansturm der Feinde ringsum konnten die Illyrer nicht standhalten, und so endete eine der größten und bedeutendsten Kulturen der Vorzeit, schwand ein Volk, dem man während seiner Blütezeit wohl eine größere Zukunft vorausgesagt hätte, mit seiner eigenartigen Kultur, seinen zahllosen Gefäßen, Bronzen und seinem Golde." In den folgenden Jahrhunderten wanderten die Germanen in unsere Heimat und weit darüber hinaus auch in die östlichen Gebiete ein. Erst tausend Jahre später, in der Zeit der Völkerwanderung verließen sie das Land wieder, um im Süden eine neue Heimat zu suchen.

Um 600 n.Ch. wanderten in den ostdeutschen Raum slavische Völkerschaften ein. Auch über dieses Ereignis geben uns Bodenfunde Aufschluß. Nun wird von polnischen Gelehrten behauptet, die Slaven hätten schon immer in Ostdeutschland gesessen, dieses Gebiet sei ihre Urheimat, und auch die bronzezeitliche Kultur, die den Illyrern zugeschrieben wird, sei urslavisch. Nur zu deutlich merken wir dabei, daß sie damit weitere deutsche Gebiete begehren und diese Ansprüche wissenschaftlich begründen wollen. Ernste Forscher haben aber nach eingehender Prüfung aller Funde festgestellt, daß sie slavische Kultur in keiner Beziehung zu der "Lausitzer Kultur" steht. Es ist ein grober Mißbrauch, der mit der Urgeschichte getrieben wird, wenn sie in dieser Weise in den Dienst der Politik gezwungen wird. Immerhin droht dem Deutschtum hierdurch eine ernste Gefahr, und so muß es unsere Sorge sein, durch die Wissenschaft des Spatens einwandfrei die Unhaltbarkeit dieser offensichtlich deutschfeindlichen Behauptungen zu beweisen. In der Geschichte kommt es aber nicht auf wissenschaftliche Gedankengebäude an. Das Volk, das seinen Raum durch zahlreiche und gesunde Menschen besiedeln kann, das stark und wehrhaft ist, jedem Feind Trotz zu bieten, wird das Land besitzen bis in die fernste Zukunft.

Unser Reichtum.

Ihr seid reich! Doch ihr schüttelt die Köpfe und seht mich ungläubig an. Und doch behaupte ich es noch einmal: Ihr seid reich! - Aber ihr kennt euren Reichtum nicht! Vor mir liegt ein Buch mit vielen bunten Bildern. Kluge Männer haben es geschrieben. Auf dem Umschlag lesen wir: Die geschützten Pflanzen Brandenburgs. Laßt euch dieses Buch einmal von eurem Lehrer zeigen! Von den abgebildeten und aufgezählten Pflanzen kommen nur drei bei uns nicht vor. Nun sagt, ist das nicht ein Reichtum? Den kann uns niemand nehmen, wenn wir ihn nur nicht selbst zerstören, sondern ordentlich schützen. Jeder von euch ist dazu berufen! Da lebte in Luckau ein Gelehrter, ein Professor, der hat die Blumen sehr lieb gehabt. Er hat all die Verstecke der seltenen Blumenkinder aufgeschrieben. Ja, nun werdet ihr denken, wir hätten es doch dadurch sehr leicht. Wir nehmen dieses Buch und suchen uns die Fleckchen auf. Wenn es nur so leicht wäre! Leider finden wir an vielen Stellen, die Professor Bohnstedt aufzählt, nichts mehr von den prächtigen Blumen. Gedankenlose Menschen haben sie ausgerupft und immer wieder ausgerupft, bis diese Pflanzenart ganz ausgerottet war. So sind wir schon einen großen Teil unseres Reichtums losgeworden. Was wir aber noch besitzen, seien es Pflanzen oder Tiere, das wollen wir uns erhalten und uns daran erfreuen!

Der arme Igel.

"Auf dem Berge sind Zigeuner!" Da kommen die Frauen, Kinder und Burschen auch schon ins Dorf. Bettelnd gehen sie von Haus zu Haus. Einige Burschen streifen an den alten Strohscheunen entlang. Unser Max ist besonders beherzt, er hat keine Furcht vor dem Verhexen. Er muß doch einmal sehen, was das fremde Volk da an den Scheunen treiben mag. Ach so, die suchen ja bloß Schweinsigel. Drei haben sie schon. Er dachte erst, sie wollten Heu und Stroh mausen. "Wenn es weiter nichts ist, da kann ich ja ein bißchen mitjagen", denkt es so bei sich. Lehmanns Vater stand

am Zaun und drohte: "An meine Scheune kommt ihr nicht! Und die Igel laßt mir ja in Frieden!" Aus Neugier folgte Max den braunen Burschen in ihr Lager. Hier sieht er nun, wie die Tierchen aufgeschnitten und ausgenommen werden. Doch was ist denn das? Nun kleistern sie ja die Igel voll Lehm und werfen sie ins Feuer! Gute Mahlzeit, ist das eine dreckige Bande! Doch als er sich nach einiger Zeit wieder zum Feuer wendet, da kullern sie die Lehmkugeln heraus, brechen sie auf und verzehren das Fleisch mit Wohlbehagen. Die Stacheln sind alle im harten Lehm geblieben.

Der Winter ist da. Maxens Vater kommt aus der Scheune. "Ich weiß auch gar nicht, wo in diesem Jahr die vielen Mäuse herkommen. Wir wollen morgen die Leute zum Dreschen bestellen, sonst frist uns das Viehzeug noch alles auf. Das wimmelt man da bloß so!" Doch Max ist ein pfiifiger Junge: "Ob daran nicht gar die Zigeuner schuld sind --- und ich ein bißchen mit!" "Dummer Junge, ich glaube nicht an Hexereien", murrte der Vater, "ich habe ihnen auch nichts getan!" "Nein Vater, aber die Igel haben sie im Sommer alle weggefangen!" Da geht nun auch dem Vater ein Licht auf! "Die sollen mir noch einmal an meine Scheune kommen!" Es war eine teure Lehre; denn als sie am anderen Tage beim Dreschen an die untersten Garben kamen, da sah es wüst aus!

Eine Trappe.

Ende Mai ist's. Anbauer Müller will sehen, ob es Zeit sei, auf "Richters" seine Kartoffeln anzuhäufeln. In der Fahre zwischen dem Roggen und den Kartoffeln geht er entlang. Da rauscht es neben ihm im Korn --- eine Trappe! Scheinbar flügelahm! Der große Vogel kommt nicht hoch; immer wieder fällt er in die grünen Halme zurück. Müller will ihn greifen, doch schon ist der Vogel wieder ein paar Meter weiter. Da sitzt er wieder! Jetzt recht langsam heran! Noch eine Sekunde! Wieder erhebt sich die Trappenhenne und gelangt auf den Kartoffelacker. Müller läuft, was er kann; doch noch schneller läuft das Tier unter heftigem Flügelschlagen. Gleich wird er es haben; doch wieder entwischt es ihm im letzten Augenblick. Nun ist es schon auf dem Nachbaracker. Im nächsten Roggenschlag ist das hellbraune Tier verschwunden. Ohne Rücksicht auf brechende Halme geht die wilde Jagd auch da hindurch. Dahinter ist wieder ein Kartoffelschlag. Da --- das "flügelahme" Tier kann plötzlich fliegen --- es streicht davon. 400 m weiter auf dem "Luckschen" setzt es sich. Als Müller zum Fleck zurückkommt, wo er das Tier zuerst sah, untersucht er den Roggen und findet --- ein Nest der Trappe, eine flache Grube im Boden, zwei hellgraue Eier sind darin. "Der schlaue Vogel!"

Hu, eine Schlange!

Geheimnisvoll bringt Willi eine Zigarrenkiste mit zur Schule. "Was hast du da?" - "Mach doch mal auf!" - "Zeige mal!" So stürmen die anderen Kinder auf ihn ein. "Erschreckt aber nicht!" Schnell öffnet er, und kreischend weichen die Mädchen zurück. "Die ist doch tot!" Mit dem Zeigestock hebt er eine Schlange heraus. Und nun gehts ans erzählen. Willi berichtet stolz, daß ihn gestern beim Heumachen das Biest bald gebissen habe, "Ich habe aber geschrien und immer mit der Gabel auf die Giftschlange losgeschlagen, bis sie tot war. Nun zeig ich sie dem Lehrer!" Mit Ehrfurcht schauen die Schüler auf ihren Helden. Nun kommt auch der Lehrer, und stolz berichtet ihm Willi. Staunend sehen die Kinder, wie der Lehrer das Tier mit bloßen Händen aus der Kiste nimmt und den Kopf betrachtet. "Die ist doch giftig", schreit einer, dem das Zuschauen ordentlich durch die Glieder gefahren ist. "So, meinst du?" Die Kinder aber berichten weiter von ihren Heldentaten mit Schlangen. Dabei erfuhr der Lehrer, daß etwa 15 Schlangen während der Heuernte erschlagen worden sind. "Das ist ja schade", meint der Lehrer mit Bedauern, "wir haben bei uns nur eine einzige giftige Schlangenart, die Kreuzotter. Ich habe schon lange nach ihr gesucht, habe aber bis jetzt noch keine gefunden. Aber auf den Bildern hier werde ich euch "Schlangen" zeigen. Achtet auf die

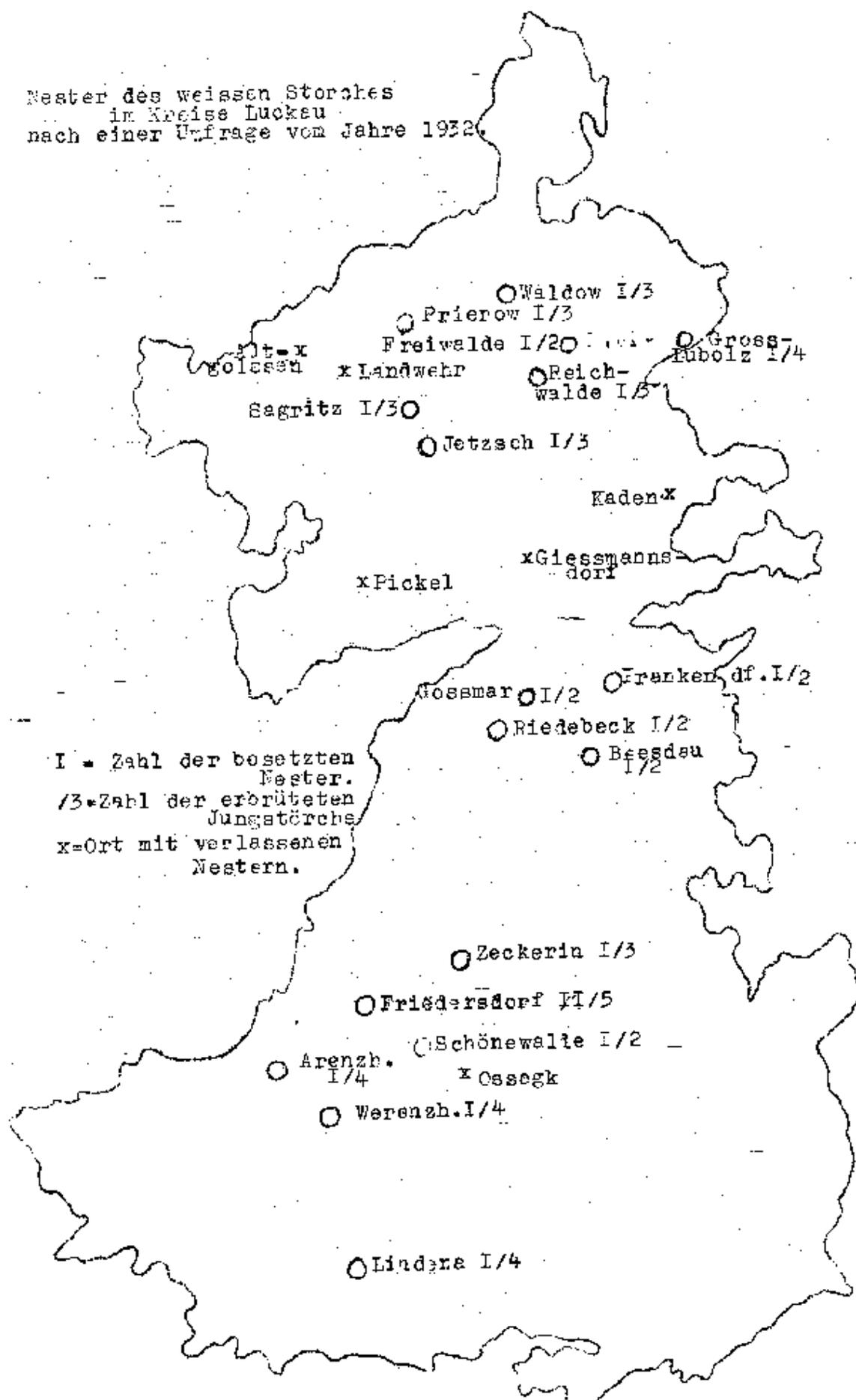
unterscheidenden Merkmale! - In der nächsten Stunde gehen wir in den Busch und suchen nach lebenden Schlangen!" Das Glück ist ihnen hold. An der moorigen Südseite des Erlenbruchs liegen mehrere Schlangen und sonnen sich. Flugs ergreift der Lehrer eine der größten. Das kommt den Kindern doch zu unerwartet. Ein Grauel überläuft sie, daß er sogar eine lebendige Schlange anpackt. Nun ringelt sie sich um den Arm des Lehrers. Und sie beißt nicht! Die beherzten kommen näher, weichen aber gleich wieder zurück, als das Tier züngelnd den Kopf hebt. Doch allmählich überwinden viele die Scheu und streicheln den glatten Körper. "Das ist ja dieselbe Sorte, die Willi mitgebracht hat!" - "Natürlich, und habt ihr gesehen, wie die andern geflüchtet sind? Beinahe hätte sie gebissen, nicht wahr, Willi?" "Im Stadtblatt hat aber gestanden, daß eine Frau von einem Schlangenbiß gestorben ist." "Ja, ja, aber dann ist die Frau von einer Kreuzotter gebissen worden. Dies hier ist eine harmlose Ringelnatter. Leider kann ich euch keine lebende Kreuzotter zeigen, denn sie ist im Kreise Luckau sehr selten. Ich habe hier noch keine gefunden, und der Förster erzählte mir daßelbe. Ringelnattern gibt es bei uns vor allem im Bereich der Dahme und Berste noch reichlich. Doch werden sie weiter so verfolgt, so werden sie bald ausgerottet sein." "Woran erkennt man denn eine Ringelnatter?" "Seht euch einmal den Kopf an! Diese hellen, halbmondförmigen Zeichnungen an beiden Seiten fallen sofort auf. Die hat nur die Ringelnatter!" "Da sind wir aber recht dumm, daß wir das harmlose und wehrlose Tier aus Furcht totschiessen!" "Ja, gewiß! Ich kenne sogar so dumme Menschen, die Eidechsen und Blindschleichen Giftschlangen nennen und heldenmutig auf diese zierlichen Geschöpfe losschiessen. Aus meiner Heimat kenne ich Kreuzottern. daß aber jemand von dieser Giftschlange gebissen und gestorben wäre, habe ich immer nur durch Zeitungen erfahren. In den Wäldern des Flämings und Grenzwalles könnt ihr auch noch der "Schlingnatter" begegnen. Sie beißt zwar, ist aber nicht giftig. Bei flüchtigem Hinsehen ist sie mit der Kreuzotter zu verwechseln, doch trägt sie auf ihrem Rücken keine Zickzacklinie, sondern zwei Reihen dunkler Flecken. Alle Tiere sind so furchtsam und scheu, daß sie flüchten, wenn wir uns nähern. Wer den Wald mit Schuhen betritt, dem kann auch die einzige Giftschlange unserer Heimat, die Kreuzotter, nichts schaden. Trefft ihr aber eine Schlange, die einen Meter und länger ist, so ist es bestimmt eine Ringelnatter. Kreuzotter und Schlingnatter werden höchstens 80 cm lang."

Schlagt nicht gleich jedes Tier tot, auch nicht die Kreuzotter.

Der weiße Storch in unserm Kreise.

Wenn der große Brachvogel im März wieder über die Wiesen flötet, und der Kiebitz seine tollsten Flüge durch die laue Frühlingsluft wirbelt, dann kommt auch Freund Adebar, unser Storch, aus Afrika zurück. Überall wird er freudig begrüßt, besonders von den Kleinen, die ihm ihre Wünsche nach einem Brüderchen oder Schwesterchen entgegensingen. Mein Nachbar hatte sich schon lange Jahre Mühe gegeben, ein Storchenpaar auf einer entkrönten Rüster anzusiedeln. Endlich konnte er mit Freuden feststellen, daß ein Pärchen das Nest annahm und fleißig weiterbaute. Das ganze Dorf nahm an diesem Ereignis Anteil. Alte Leute erzählten, daß früher viel mehr Störche hier lebten. Das veranlaßte mich, 1932 eine Umfrage im Kreise zu halten, um festzustellen, wieviel Störche hier noch siedelten. Das Ergebnis dieser Umfrage zeigt die Karte auf der nächsten Seite. Zwar haben nicht alle Orte auf die Umfrage geantwortet, aber trotzdem gibt die Aufstellung ein richtiges Bild der Storchensiedlungen. Es sind die drei Gebiete an der Kl. Elster, die Bersteniederung sdl. von Luckau und das Baruther, Dahme und Berstetal im Norden. Nach der Zahl der aufgezogenen Jungstörche zu urteilen, muß die Elstergegend wohl die nahrhafteste sein. - In der Gegend um Jetzsch sind auch zwei schwarze Störche beobachtet worden. Ein Nest fand man aber nicht. - Ob sich der weiße Storch vermehrt oder allmählich ausstirbt, wird eine spätere Nachfrage feststellen können. Wir hoffen aber, daß er unserer Heimatnatur erhalten bleiben möge, da wir doch schon so manche Schönheit der Heimat verloren haben.

Nester des weissen Storches
 in Kreis Luckau
 nach einer Umfrage vom Jahre 1932.



I = Zahl der besetzten Nester.
 1/3 = Zahl der erbrüteten Jungstörche
 x = Ort mit verlassenen Nestern.

Vom Hochmoor bei Bergen.

Abseits von den großen Straßen liegt in unserm Kreise ein eigenartiges Fleckchen Erde: das Hochmoor bei Bergen. Vom Nordosten her dringen wir vor. Gedankenlos laufen nun schon viele durch das Heidekraut an seltsamen, weidenartigen Sträuchern vorbei. Und doch lohnt es sich, hier ein wenig zu verweilen. Seht nur genau hin, es sind keine Weiden! Wer sich von diesen Sträuchern Ruten schneiden wollte, täte Unrecht. Aber sie reizen ja auch gar nicht zum Schneiden, denn es fehlen ihnen die schlanken Gerten vieler Weidenarten. Doch zerreibt einige Blätter! Wie würzig das duftet! Die deutsche Myrte, Torfmyrte, den Gagelstrauch haben wir vor uns. Er erzählt uns seltsame Dinge aus der Eiszeit. Wir müssen schon recht weit wandern, wenn wir ihn in anderen Gegenden wiederfinden wollen. In der regenreichen Nordwestecke Deutschlands erst kommt er wieder häufiger vor. Doch Augen auf und weiter! Dort zwischen dem Heidekraut steht die zierliche Glockenheide. Wenige Schritte weiter begrüßt uns eine selten schöne Blume. Dunkelblaue Blütenkronen mit grünen Streifen und Punkten öffnen sich wie Kelche gegen die Sonne. Der Lungenenzian! Wir finden ihn im Kreise noch an manchen moorigen Wiesen- und Heidestellen. Weil die Blüten so locken, und weil man früher mancherlei Krankheit damit zu heilen versuchte, ist er sehr selten geworden. Über einen dichten Rasen von Borstgras, das in der Blütezeit so zierliche, einseitige Ähren trägt, schreiten wir weiter. Durch einen Schilf- und Rohrkolbengürtel noch, und wir stehen an den alten "Torfkieten". Einige sind trügerisch vom bleichgrünen Torfmoos bedeckt, andere zeigen offenes Wasser, in dem neben der bekannten Seerose wenige Wasserpflanzen ein kümmerliches Leben führen. Doch was ist das für ein rostroter Schimmer auf dem Moospolster? Treten wir näher! Kleine Blattrosetten, deren Blätter kleine Stielchen mit silberperlenartigen Tröpfchen tragen, lassen uns den wunderlichen Sonnentau erkennen. Nun seht einmal ganz genau hin! Dort ist eine Fliege, dort ein kleiner Käfer, dort ein Schmetterling gefangen. Die Haare mit ihren zähen, schleimigen Tropfen haben sich über das Opfer gebeugt, und nun gibt es kein entrinnen mehr für das umklammerte Geschöpf. Auf anderen Blättern findet ihr die Reste dieser Mahlzeit: Flügel, Flügeldecken und Brustpanzer. Hier frißt eine Pflanze Tiere, sonst ist es immer umgekehrt. Dazwischen und darüber liegen die feinen Ranken der Moosbeere. Nun wollen wir uns aber das scheinbar so uninteressante Moospolster näher ansehen. Wurzeln sucht ihr vergebens. Unten stirbt die Pflanze und nach oben und nach den Seiten wächst sie unaufhörlich weiter. Das Torfmoos ist hier zu Hause, wo die meisten anderen Pflanzen nur kümmern. Von ihm ist auch im Laufe der Jahre der braunschwarze, glitschige Boden gebildet worden, mit dem unsere Vorfahren, zum Teil auch wohl noch eure Eltern, die Stuben heizten. Das frische Moos ist wie ein Schwamm. Drückt einmal eine Handvoll aus. Wieviel Wasser da aufgesaugt ist! Nehmt einen Packen davon mit nach Hause und probiert seine Saugfähigkeit selbst aus! Ihr werdet staunen und erkennt dann das Wesen des Hochmoores. Seine Pflanzenwelt lebt nicht wie die eurer Moore, Brüche und Rohrbüsche vom Grundwasser, sondern ist einzig und allein von der Luftfeuchtigkeit und dem Regen abhängig. Deshalb finden wir diese Moorbildung bei uns so selten. Die ganze Pflanzendecke liegt hoch über dem tiefen Grundwasserspiegel und wächst uhrglasförmig über seine Umgebung hinaus - oft viele Meter - und heißt aus diesem Grunde Hochmoor. Dort seht ihr, wie alle Bäume und Sträucher vom Torfmoos umklammert sind und ersticken müssen. Die Forscher sagen jetzt auch Heidemoor dazu, weil die echten Heidepflanzen, Heidekraut und Glockenheide hier wachsen. Der Name "Hochmoor" verführt leicht zu der Annahme, es sei ein Moor auf hohem Berggelände. Die moorigen Stellen bei unseren Dörfern sind ganz andersartige "Niederungsmoore". Doch die müßt ihr schon allein durchforschen. Stellt euch die Pflanzengemeinschaft eures Moores auf! Versucht auch festzustellen, ob sich neue Pflanzen ansiedeln, ob vielleicht manche Pflanze verschwindet! Durch solche Beobachtungen wird uns die Heimatnatur lieb und teuer. Wenn euch aber einmal der Weg ins Bergener Heidemoor führt, werdet ihr mir recht geben: es ist ein liebes, heimliches Fleckchen Heimateerde, voll seltsamer Dinge für den, der es mit offenen Augen und offenem Herzen durchstreift!

Unsere Landwirtschaft einst und jetzt.

Wenn die Fuhren, hochbeladen mit dem würzigen Heu, zur Scheune schwanken, wenn das goldene Korn der Ernte zu reift, wenn die nahrhaften Knullen gebuddelt werden, immer wird unser Herz von Freude und Dankbarkeit ergriffen. Unser Boden ist karg, und nur mit Fleiß und großer Arbeit kann ihm der Bauer abringen, was unser Volk an Nahrung nötig hat.

Unter weit schwierigeren Verhältnissen wirtschafteten jedoch unsere Voreltern. Damals herrschte überall die Dreifelderordnung. Der Acker unseres Dorfes war in drei gleichgroße Stücke geteilt. Das eine wurde im Herbst mit Wintersaat, das andere im Frühling mit Sommerfrüchten bestellt, und das dritte blieb brach liegen. Es wurde als Weide benutzt und vom Vieh notdürftig gedüngt. Im nächsten Jahr wurde das Winterfeld Brachland, das Sommerfeld wurde Winterfeld und die Brache Sommerfeld. So wurde weiter in jedem Jahr gewechselt. Jeder Dorfgenosse hatte auf jedem Feld einen Acker und mußte sich so wie alle anderen nach der Dreifelderordnung richten.

Alte Schriften zeigen uns, welche Früchte angebaut wurden. In dem Dorfe Zützen wurden 1665 ausgesät:

26 Malder Korn Aussaat über Winter, der Scheffel			
	zu 5 g 3 Pfg	.....	tut 78 fl
9 Scheffel Erbsen zu 6 g jeden	.....	2 "	12 g
12 " Weizen jeden zu 6 g....		3 "	9 "
12 " Wicken " " 6 ".....		3 "	9 "
15 Malder Gerste jd. Scheffel zu			
	5 g 3 Pfg	.....	45 "
24 Scheffel Hafer jeden zu 4 g	.....	4 "	12 "
6 " Heidekorn " " 4 "		1 "	3 "
7 " Leinsamen " " 7 "		2 "	7 "

(fl=Gulden, g=Groschen, Pfg=Pfennig. 1 fl = 21 g. 1 g = 12 Pf)

Und in Jetzsch im Jahre 1755:

192 Dresdener Scheffel Korn,		
27 " " Weizen,		
107 " " Gerste,		
49 " " Hafer,		
2 " " Erbsen,		
14 " " Heidekorn.		

“Hiernach wird in einem gemeinen oder guten drittel Jahr erbauet (nach Abzug des ganz geringen, so nur für das Vieh zu nützen):

384 Dresdener Scheffel Korn		
54 " " Weizen		
321 " " Gerste		
147 " " Hafer		
4 " " Erbsen		
42 " " Heidekorn		

Überdies werden erbauet in Dresdener Scheffeln

Hopfen: /. Lein: 14 Hirse: /. Erdäpfel: /.”

Sehr hoch waren nach diesem Bericht die Ernteerträge damals nicht. Die Kartoffel fehlte noch gänzlich als allgemeine Feldfrucht. Nur in der Stadt Luckau wurden nach demselben Bericht zwei Scheffel geerntet, wahrscheinlich im Garten eines Liebhabers seltener Pflanzen. Nach dem siebenjährigen Kriege fand sie mehr und mehr Eingang.

Im Jahre 1765 bemühten sich die Stände der N. Ls. um die Einführung des Tabakbaues. Es waren steuerpolitische Erwägungen, die sie dazu bewegten. Der Verbrauch von Tabak war nämlich in unserer Heimat ziemlich angewachsen. Das Kraut kam aber aus den Nachbarländern, die dafür eine Menge Geld einnahmen. Um diese Summen im Lande zu behalten, wollte man den Tabakanbau einführen. Auch die nach dem siebenjährigen Kriege darniederliegende Landwirtschaft sollte sich dadurch wieder verbessern. Eine Kommission prüfte Anbau- und Ertragsmöglichkeit der neuen Feldpflanze und befürwortete ihre Einführung in einem langen und ausführlichen Bericht. Mit größter Beschleunigung ging es ans Werk. In allen Kreisen wurden gedruckte Kulturanweisungen verteilt, in unserm Kreise 400 Stck. Durch eine Sammelbestellung wurde im Januar 1766 der Samen besorgt. Zieckau und Zützen beteiligten sich als erste Ortschaften und bestellten $\frac{1}{4}$ bzw. 4 Lot. Die schlechte Witterung hatte aber die Ernte 1765 beeinträchtigt. Viel Samen war verdorben. Es konnte deshalb nicht alles geliefert werden, der Preis ging in die Höhe, und mancher Käufer wurde mit schlechter Ware betrogen. Anfang März 1766 kamen $18 \frac{1}{2}$ Lot Dessauer Samen an. Er wurde unter die fünf Kreise gleichmäßig verteilt, jeder Kreis erhielt 3 Lot $2\frac{3}{4}$ Quentchen. Aus der ganzen Menge wollte man bei mittelmäßiger Ernte 26, bei guter sogar 30 und mehr Ztr erzielen. Mit allem Nachdruck setzten sich die Stände dafür ein, daß der Tabakbau frei von drückenden und abschreckenden Steuern blieb. Besonders tüchtige Anbauer wurden mit ermunternden Prämien belohnt. Unerwartete Unterstützung erwuchs der neuen Kultur auch aus den "Tabakspanteuren", die aus Preußen auswanderten, da sie durch die Tabakregie Friedrichs des großen in ihrem Gewerbe sehr geschädigt wurden. 1774 wird als erster Planteur in Kasel Jakob Krebs genannt. In Luckau, später auch in Golßen entstanden Tabakspinnereien. Die Ackerflächen bekamen allmählich ein anderes Aussehen. Auf dem Sommerfeld beanspruchten Tabak, Erdäpfel und einige neu eingeführte Futterpflanzen auch ihren Platz. Dadurch wurde das alte Gefüge der Dreifelderwirtschaft gestört. Das gab in dem Dorfe Sagritz Anlaß zu einem heftigen Streit. Der Besitzer Sydow war ganz gegen den Tabakbau. Er verbot ihn einfach bei einer Strafe von einem alten Groschen. Ja, er scheute nicht einmal vor Gewaltmaßnahmen zurück: ist er doch dem Christoph Puschke mit vielen Leuten in den Acker gefallen. Sie haben die kleinen Pflänzchen ausgerissen und fortgeworfen. Diese Tat hatte ein gerichtliches Nachspiel vor der Oberamtsregierung in Lübben; denn die 7 Zensiten, die Luckauer Untertanen waren, ließen sich dieses offenbare Unrecht nicht gefallen. Sydow wurde verurteilt, und Erdäpfel und Tabak konnten in Sagritz fortan in Frieden angebaut werden. Ob in anderen Orten ähnliche Schwierigkeiten entstanden, entzieht sich meiner Kenntnis. Glücklicherweise haben solche kleinlichen und vielfach selbstsüchtigen Launen untergeordneter Stellen die guten Absichten der Regierung nicht verhindern können. Unaufhaltsam hat sich der Tabak sein Reich erobert. 1926 wurden in Deutschland 144000 dz geerntet und 1927 wurden 95319 t Rohtabak eingeführt. 1927 wurden in unserm Vaterlande 6,6 Milliarden Zigarren, 32,8 Milliarden Zigaretten, 377000 kg Zigaretten tabak, 38 Millionen kg Schnupftabak verbraucht.

In unserm Kreise nimmt der Tabak 0,1 % der Anbaufläche in Anspruch. Wie schon in früheren Zeiten, so wird auch heute noch der größte Teil unseres Ackers im Kreise mit Roggen bestellt. 69,7 % der gesamten Getreideanbaufläche nimmt er ein. 1,1 % gehört dem Sommerroggen. Der Hafer wird auf 22,2 % der Getreideanbaufläche gewonnen. 3,5 % gehört der Sommer-, 0,1 % der Wintergerste, 2,9 % dem Weizen und 27,2 % der Kartoffel. Für die Runkelrüben werden 4 % und für die Zuckerrüben 0,5 % gebraucht.

Gewiß tragen heute die Äcker ein anderes Aussehen als zur Zeit unserer Vorfahren. Wirtschaftsweise und Früchte haben sich geändert. Und immer neue Versuche werden angestellt, neue Wege gesucht, um dem Boden noch mehr abzurufen. Schon sieht man hier und da Maisfelder und Süßlupinen. Auch mit der Soyabohne werden Anbauversuche gemacht. Ein besonderes Verdienst um die Hebung der Landwirtschaft hatte sich im Anfang des 19. Jahrhunderts Johann Gottlieb Koppe erworben. Er war ein Kind unserer Heimat. In Beesdau war sein Vater, ein Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, ein kleiner Büdner und Tagelöhner. Nach dem Besuch der Beesdauer Schule brachte ihn der vorwärtstrebende Vater nach Lübben, wo er auf der Stadtschule seine weitere Ausbildung genoß. Doch die Armut seiner Eltern machte ihm ein weiteres Studium unmöglich. Er wurde Landwirt und lernte auf den Gräflich Solm'schen Gütern in Kasel 1797-1800. Es war eine bittere

Lehrzeit, und er selber nannte sie später die traurigste seines Lebens. Doch traurig erging es ihm auch in Beesdau, als er dorthin zurückkehrte. Er mußte viel Spott und Hohn ertragen, weil er seine gelehrte Laufbahn hatte aufgeben müssen. Doch bald änderte sich sein Los, als der Rittergutsbesitzer von Beesdau, von Thümen, auf ihn aufmerksam wurde. Er übergab ihm die Verwaltung seines Gutes Gräfendorf bei Jüterbog. Koppe war erst 18jährig. Nun entfaltete sich seine Tüchtigkeit, und er brachte in den langen Jahren seiner dortigen Tätigkeit die Wirtschaft zu hoher Blüte. Er trat auch mit Albrecht Thaer in Verbindung, und als dieser seine Tätigkeit an der von ihm gegründeten "Akademie des Landbaues" in Möglin (Brdbg.) aufgeben mußte, da er an die Universität Berlin berufen wurde, veranlaßte er, daß Koppe als praktischer Lehrer der Landwirtschaft nach Möglin kam. Ein weites Feld seiner Tätigkeit tat sich ihm hier auf. Er gründete die berühmte Merino-Schäfferei. Doch 1814 sank die Besucherzahl der Schule durch die Freiheitskriege, und Koppe übernahm die Verwaltung mehrerer Güter, die er sehr gut bewirtschaftete. 1827 konnte er endlich seinen Wunsch erfüllen und das Gut Wollup im Oderbruch pachten. Wollup wurde ein Mustergut. Das Ackerland wurde vergrößert, Hackfrucht- und Weizenbau wurden verbessert und der Viehbestand vermehrt. Bald pachtete er ein weiteres Gut, wo er 1837 eine Rübenzuckerfabrik anlegte. Durch rastlose Tätigkeit hatte er sich emporgearbeitet, durch unermüdlichen Fleiß gelernt. Nun konnte er die Früchte seiner Arbeit ernten. Er kaufte sich das Gut Beesdau und kehrte 1848 in seine Heimat zurück, wo er einst als Sohn armer Leute in Entbehnung und Not aufgewachsen war. Von Ehren überhäuft, blieb er doch immer der einfache, selbstbewußte Mann, auf den sich mancher in der Not verlassen konnte. Er war Mitglied des Landesökonomiekollegiums, der Generalsynode, der 1. Kammer und des Staatsrats. Die Universität Berlin ernannte ihn zum Ehrendoktor. Sein größter Stolz aber war seine Arbeit zum Wohle des Vaterlandes.

Ein Zweig unserer Landwirtschaft ist gänzlich eingegangen, das ist der Weinbau. Der Name "Weinberg" erinnert an manchen Orten noch daran. Er wurde von den Mönchen von Dobrilugk schon in früher Zeit eingeführt. Allgemeine Bedeutung konnte der Weinbau in unserer Heimat nicht erlangen, da Boden und Klima diesem Kinde des warmen Südens hier nicht zuträglich sind.

Werfen wir noch einen Blick auf die Viehzucht vergangener Tage. Da spielte die Eichelmast eine große Rolle. Bei den Dörfern Schönwalde, Reichwalde und Freiwalde besaß die Stadt Luckau einen großen Busch mit guter Eichelmast. Zur Reifezeit der Eicheln durfte keiner der sonst Berechtigten dort hüten. Die Mast wurde nämlich verpachtet und brachte der Stadt ein gutes Stück Geld, 230 Taler im Jahre 1717, 1737 waren es 157 Taler. Der Pachtpreis richtete sich nach der Menge der Eicheln und nach dem Stand der Getreidepreise. 1708 hatte der Holzknecht (Förster) Michael Woschke zu Schönwalde die Eichelmast in dem sogenannten Schweinebusch für 30 Taler gepachtet. Er wollte aber nicht seine Schweine dort mästen, sondern durch Weiterverpachten noch ein kleines Geschäft machen. So ließ er gegen ein bestimmtes Mastgeld Schweine in dem Busch weiden. Die "volle Mast" dauerte meistens von Michaeli (29. September) bis Nikolai (6. Dezember). Waren nach der vollen Mast noch Eicheln vorhanden, so wurde auch die Nachmast verpachtet. Dann wurden die zur Zucht bestimmten Faselschweine eingetrieben. Um seinen Nutzen zu erhöhen, erlaubte der Pächter einigen Leuten gegen eine Abgabe das Eichelnsammeln. Wehe aber, wenn der Pächter Pferde, Rindvieh, Ziegen oder Gänse im Busch antraf. Sie wurden ohne Rücksicht gepfändet. Nur gegen Zahlung des Pfandgeldes wurden sie dem Besitzer zurückgegeben. Da waren dem einen Ochsen gepfändet worden, das gab 16 Groschen Lösegeld. Für die gepfändeten Pferde und Gänse zahlte der andere 10 Groschen. So kam das Pachtgeld zusammen. Damals gab es keinen Kartoffelanbau, und so war die Eichelmast unersetzlich. Auch sollte sie ein derbes, festes Fett ergeben. Die Eichwälder waren kostbar und wurden geschont. Die schönen Bäume mit den breiten Kronen in der Gegend um Zützen und Gersdorf erinnern noch an diese Zeiten.

Und nun noch etwas von den Bienenleuten. Honig und Wachs waren wichtig; Honig als Süßstoff, Wachs für die Beleuchtung. Bienenvölker wurden auf vielen Wirtschaften gehalten. In günstigen Gegenden wurde die Bienenzucht als Gewerbe betrieben, es gab einen besonderen Stand der Bienenleute, die zu Zünften zusammengeschlossen waren. So war es auch am Brand, wo in der Herbstzeit noch heute zahlreiche Wanderstände zu finden sind. Die Imker hatten dort das Recht, in den Bäumen des Luckauer Waldes Bienenbeuten auszuarbeiten. Sie höhlten den Stamm etwa 5 Me-

ter über dem Erdboden aus, sodaß eine 1 m hohe und 30 cm breite Vertiefung entstand, die vorn mit einem Brett mit Flugloch verschlossen wurde. In diese Beute brachten sie Bienenvölker. Eine ganze Menge Bäume wurden so hergerichtet, und der Rat der Stadt Luckau fand daran keine Freude. Gewiß, der Wald gehörte ihm; aber ebenso unbestreitbar hatten die Imker seit alter Zeit das Recht, Beuten auszuarbeiten. Als der Rat nun einfach einige Beutenbäume verkaufte, kam es zum Streit, den die Oberamtsregierung in Lübben entscheiden sollte. Anfang November besichtigte eine Kommission die Beuten, zählte sie und prüfte, ob sie mit Bienen besetzt waren. Ein Bienenvater mußte jeden Baum erklettern und anklopfen oder hineinblasen, ob sich Bienen melden. Sehr geeignet war ja die Zeit nicht, aber vielleicht sollte die Untersuchung nicht so genau gelingen. Es stellte sich nämlich heraus, daß sehr viele Bäume durch ein Zeichen des Imkers als Beutebäume erkoren worden waren, bei anderen war die Beute nur angefangen, und auch von den fertigen Beuten waren nur wenige besetzt. Die Bienenleute erklärten es dadurch, daß "vor einigen Jahren ihnen auch einige sich eingefundene Bären vielen Schaden getan und verschiedene Stöcke ausgefressen und verderbt, die sie bei zeitherigen schlechten Jahren noch nicht wieder haben besetzen können ..." Die hohe Kommission ließ sich anscheinend diesen Bären aufbinden. Jedenfalls benutzten die Bienenleute ihre Rechte dazu, sich nicht nur Beuten zu bauen, sondern durch Verkauf der Beutenbäume eine unrechtmäßige Einnahme zu verschaffen. Der Rat klagt, daß für ihn überhaupt kein anständiger Baum zu bekommen wäre. Nach dem Urteil des Bienenrichters, des Vorsitzenden der Imkerzunft, durften sie 409 Beuten haben. Nach der Zählung der Kommission waren es 377 Beuten, davon nur 47 besetzt. Der Streit wurde erst nach Jahren entschieden. Die Beutenbäume sind anderen Bienenwohnungen gewichen, und auch Honig und Wachs haben heute andere Bedeutung.

An einigen Orten stehen noch einzelne Maulbeerbäume. Sie stammen wahrscheinlich aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Der Planteur oder Pflanze Meyer war im Frühjahr 1786 in Golßen, Dobrilugk, Sonnewalde und Luckau, um die Leute zur Seidenraupenzucht zu ermuntern. Seine Mühe war vergeblich, zu einem beachtenswerten Aufschwung hat es die Seidenkultur nicht gebracht.

Flächeninhalt des Kreises:	Einwohnerzahl 1933:
1295 qkm	75 171

Aufteilung der Bodenfläche:

Landwirtsch. genutzt	63 718 ha
Forstwirtsch.	52 163 ha
Ödland	13 713 ha

Aufteilung der landwirtsch. genutzten Fläche (abgerundet):

Ackerland	46 900 ha
Wiesen	13 300 ha
Weiden	1 700 ha
Hausgärten	1 600 ha

Anbauflächen und Erträge 1935

Roggen	20 000 ha	25 000 t
Hafer	5 495 ha	7 600 t
Weizen	2 000 ha	3 500 t
Gerste	1 600 ha	3 000 t
Kartoffeln	10 000 ha	128 000 t

Größe der Betriebe

0,5 - 1 ha	625 Betr.	50 - 100 ha	130 Betr.
1 - 2 ha	842 "	100 - 200 ha	20 "
2 - 5 ha	1520 "	200 - 500 ha	16 "
5 - 10 ha	1523 "	500 - 1000 ha	19 "
10 - 20 ha	1200 "	über 1000 ha	10 "
20 - 50 ha	942 "		

6847 Betriebe; darunter etwa 1800 Erbhöfe.

Zahl der Haustiere 1933:

Schweine	71 297	Pferde	6 588
Rinder	36 525	Schafe	10 921
(Milchkühe	18 573)	Legehennen	115 270

Arbeitslose:

Es waren gemeldet am

1.10.1930	2623	1.10.1934	293
1.10.1931	4085	1.10.1935	803
1.10.1932	3613	1.10.1936	243
1.10.1933	2010		

Zahl der Schulkinder
über 10 Jhr. 9 205
4 649

im Jungvolk	2122	HJ	18
Jungmädel	1972	BDM	14

Zahl der Kraftwagen:

Personenwagen	878	Lastkraftwagen	165
Motorräder	2273	(dabei 7 Omnibusse)	
		Zugmaschinen	72

Inhaltsverzeichnis

Alter Glaube.....	1
Ein geheimnisvolles Buch.....	3
Mundartliches.....	6
Zisterzienserkloster Dobrilugk.....	9
Nach Ostland wollen wir reiten.....	12
Das große Sterben.....	13
Kriegsnot.....	13
Mit der Postkutsche von Luckau nach Baruth.....	14
Aus der Lehnszeit.....	15
Bauernleben nach dem dreißigjährigen Kriege.....	17
Bauernelend im 18. Jahrhundert.....	18
Wie die Golziger Kossäten von ihren Lasten befreit wurden.....	20
Die Entstehung des Kreises Luckau in seinem heutigen Umfang.....	23
Ein Schulmeister wird angestellt.....	23
Das Baruther Tal.....	25
Edles im Staube.....	27
Von Kalkgruben und Feldsteinen.....	28
Finsterwalde.....	28
Die Gerberstadt Kirchhain.....	30
Festung Sonnewalde.....	31
Ein Rundgang durch das alte Luckau.....	32
Der Röhrbrunnen.....	35
An der Kirchentür.....	35
Die Glasfabrikation in der Johannahütte zu Schönborn.....	35
Grube Hansa.....	37
Crinitzer Töpferkunst.....	41
Golßen.....	43
Vorgeschichte.....	43
Unser Reichtum.....	45
Der arme Igel.....	45
Eine Treppe.....	46
Hu, eine Schlange.....	46
Der weiße Storch in unserm Kreise.....	47
Vom Hochmoor bei Bergen.....	49
Unsere Landwirtschaft einst und jetzt.....	50

Abgeschrieben von Bernhard Wagner